

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 42.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 1. November 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Eine Jugendliebe.

Novelle von Olga Wohlbrück.

2. Fortsetzung und Schluß aus Nr. 40, S. 483. Nachdruck verboten.

Einmal erhielt Blanche den Besuch einer jungen Frau aus ihrer Heimatstadt. Sie fragte, ganz oberflächlich, wie es der Familie Rendal ging.

„Dort ist alles beim alten. Der Sohn ist Geistlicher, man prophezeit ihm eine große Karriere. Er hat sich durch ein paar theologische Schriften in maßgebenden Kreisen wohlbekannt gemacht. Und seine Predigten sind — wie Sie sich denken können — ausnehmend gut besucht. Seine Beliebtheit als Prediger dankt er seiner Persönlichkeit ebenso sehr, wie seiner vorzüglichen Art zu sprechen.“

Ob er verheiratet sei, fragte Blanche nach einigem Zaudern.

Die junge Frau lachte leise auf. „Nein, die Mütter angeln vergebens nach ihm.“ Noch hat kein Mädchen Aussicht, Frau Pastor Rendal zu werden. Man munkelt etwas von einer Jugendliebe — die übliche Geschichte: sie hat einen andern genommen.“

Blanche verfärbte sich leicht und gab dem Gespräch eine andre Wendung. Als der Besuch sie verließ, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und weinte unaufhaltsam wie ein Kind... Ja, jetzt wußte sie — er hatte nie aufgehört, sie zu lieben, und eine namenlose Verzweiflung ergriff sie, daß sie ihre erstarrte Seele nicht wärmen durfte an dieser Liebe.

Noch öder und freudloser schien ihr das Leben. Nur manchmal, wenn sie mit einem neuen Buche einen großen Erfolg zu verzeichnen hatte, wenn die Tagespresse sich aus dem oder jenem Anlaß besonders mit ihr beschäftigte, dann schlug ihr das Herz höher bei dem Gedanken, daß er vielleicht in der kleinen deutschen Stadt erfahren würde, was sie in der Fremde geworden. Jetzt konnte die Familie Rendal nicht mehr auf sie herabblicken, jetzt durfte sie stolz, hochehobenen Hauptes eintreten, jetzt stiege sie herab, wenn sie dem noch namenlosen, jungen Gelehrten ihre Hand reichte!

Blanche erschrak. Dachte sie doch, als wäre sie frei, und sie war doch eines andern Weib. Aber es kam der Tag, da sie als Witwe an der Bahre ihres Gatten stand. Sie war ihm bis in den Tod ein treuer Kamerad, eine aufopfernde Pflegerin geblieben, und sie brauchte keine Gewissensbisse zu empfinden in dem Augenblick, da der Sterbende ihr sagte: „Ich bin sehr glücklich mit dir gewesen, Blanche. Mehr als du mir geben konntest, habe ich nicht von dir verlangt, aber das wenige hat genügt, mir meine letzten Jahre zu verschönern. Vor dem Tode darf man ein bißchen sentimental sein, darum sage ich dir das alles.“

Und sie weinte Thränen aufrichtigen Kummer, als man den gelben Sarg in die Gruft senkte.

Ganz Paris beschäftigte sich ein paar Tage mit der berühmten jungen Witwe. Einige fragten boshaft, was sie nun ohne ihren Impresario beginnen würde, ob ihr Talent auch nach dem Tode ihres Gatten bestehen bliebe. Andre wieder meinten, sie würde sich, frei von allen einzwängenden, ehelichen Banden, literarisch noch viel kraftvoller entwickeln. Und dritte gar sprachen von einer voraussichtlichen Verbindung Blancches mit — hier wurden die verschiedensten Pariser Koryphäen der Kunst und Litteratur angeführt.

Blanche kannte zur Genüge die Art Pariser Blätter, sich indiskret mit den intimsten

Verhältnissen bekannter Persönlichkeiten zu befassen. Alle diese Vermutungen, diese kleinen Nadelstiche und übertriebenen Lobeserhebungen vermochten daher nicht, sie äußerlich aus ihrem Gleichgewicht zu bringen.

Voll ruhigen Ernstes fand sie sich in ihre neue Stellung, und es gelang ihr binnen kurzem, die höchste Achtung aller derer zu gewinnen, die sich anfänglich nur skeptisch der jungen Witwe näherten.

Blanche empfing bei sich eine auserlesene Gesellschaft, und junge Litteraten und Künstler empfanden es als eine Auszeichnung, bei ihr verkehren zu dürfen. Die vornehmen Salons des Faubourg St. Germain zogen sie immer mehr

in ihre Kreise, und ihr Geist, ihre Anmut, ihr Name machten sie bald den vornehmsten Damen ebenbürtig.

Ihre mots wurden citirt, ihre Urtheile respektirt, ihre Bücher gekauft — und gelesen.

Auf Blancches Schreibtisch stand jetzt offen vor allen Rendals Bild. Man war nicht indiskret genug zu fragen, aber man munkelte leise von einer baldigen Wiederverheiratung Blancches. Verwunderlich schien nur, daß niemand das Original des Bildes je zu Gesicht bekommen und daß nach dem Bilde niemand sagen konnte, wer das war. Ein schöner, junger Mensch jedenfalls — aber das war für die Wißbegierigen doch nicht genügend.

Einige mutmaßten einen Millionärssohn, andre einen ausländischen, jungen Aristokraten, und dritte sprachen von einer heimlichen Liebe zu einem jungen Poeten.

Der Refrain war: sie hatte erreicht, was sie nur wünschen konnte: jung, hübsch, berühmt, geachtet, bewundert — was fehlt ihr noch? Nichts. Sie gehört zu den wenigen, von denen man sagen kann: sie besitzen alles, was verlockend und erstrebenswert ist.

Und täglich hörte Blanche ähnliche Worte, und täglich regte sich der Wunsch mächtiger in ihr, die Worte wahr zu machen und zu erreichen, was ihr allein verlockend und erstrebenswert schien...

* * *

In einem mit gediegenem Luxus ausgestatteten, dunkel gehaltenen Arbeitszimmer sitzt Blanche vor dem Schreibtisch. Sie ist mit dem Ordnen von Briefen und Manuscriptblättern beschäftigt. Ihre Bewegungen sind rasch und energisch, auf ihrer hohen Stirn liegt ruhiger Ernst, in ihren Augen weiche Träumerei, um ihren feingeschnittenen Mund spielt ein frohes Lächeln.

Morgen sagt sie Paris Lebewohl. „Auf kurze Zeit“ sagt sie zu ihren Freunden; „für immer“ klingt es hoffnungsfreudig in ihrem Herzen. Und ihren treuen beiden Diensthoten hat sie alle nötigen Weisungen gegeben, im Falle sie nicht mehr zurückkehren sollte. Alles, bis auf die kleinste Einzelheit ist besprochen. Die Kisten, in denen die Einrichtung nachgeschickt werden soll, sind bestellt.

In zwei Tagen ist sie wieder in ihrer kleinen deutschen Heimatstadt. Nein, sie denkt nicht an ihre Heimatstadt — nur an ihn, den Freund ihrer Jugend, den Mann, an den ihre reinsten, freudigsten Erinnerungen geknüpft sind, der allein es vermocht hat, ihr Herz höher schlagen zu machen...

Blanche ist eine öffentliche Persönlichkeit, und ihre Handlungen werden von der Deffentlichkeit besprochen, selbst wenn es nur erst Absichten sind. So war es kein Geheimnis, daß Blanche Paris verließ. Sogar einige Blätter nahmen von dieser Thatsache Notiz, und am Vorabend ihrer Abreise hatte Blanche „ganz Paris“ in ihrem Salon. Ein jeder wollte der jungen Schriftstellerin noch ein herzliches Wort des Abschieds sagen, viele wollten auch bei ihr „gesehen werden“.

Blanche konnte stolz sein auf die Namen, deren Träger sich so tief vor ihr verneigten. Eine „litteraturfreundliche“ Herzogin, die selbst den Schriftstellern öfters ins Handwerk pfuschte, kam persönlich vorgelassen und erklärte, halb ärgerlich, halb lachend, sie habe das große Diner bei sich verschieben müssen, weil alle Welt auf der Abschiedssoiree bei Blanche sein wolle. „Schreiben Sie mir wenigstens im voraus, wann Sie kommen. Sonst habe ich noch das Pech, einen Ball am Tage ihrer Ankunft zu



Besuchsvilette.

Beschreibung Seite 512.

geben, und kann mir meine Gäste von der Bahn zusammenfuchen," fügte sie scherzhaft hinzu.

Blanche war nicht eitel genug, um sich von solchen Worten geschmeichelt zu fühlen; aber die Anerkennung all dieser Menschen that ihr doch innerlich wohl, und das Bewußtsein, daß sie hier, in dieser Metropole des Geistes, des Reichthums und der Aristokratie, etwas galt, daß sie — die Tochter des unbekanntesten armen französischen Gymnasiallehrers — hier eine so große und würdige Rolle spielte, erfüllte sie mit stolzem Selbstbewußtsein. Sie hätte gern alle diese Worte, alle diese Blicke greifbar fassen mögen, um sie wie prunkende Edelsteine jenem zu überbringen, für den allein sie sich mit ihnen hätte schmücken wollen.

Zwei Tage später steigt Blanche auf dem Perron des Bahnhofes ihrer Vaterstadt ab. Niemand ist da, sie zu empfangen. Ungewohnt vereinsamt fühlt sie sich in der hastenden, sich drängenden Menschenmenge.

Erst steht sie ratlos da, nicht wissend, wohin sie ihre Schritte lenken soll. Es erweckt beinahe eine traurige Empfindung in ihr, daß sie in einem Hotel absteigen muß, daß sie keine Freunde hat, zu denen sie wie zu ihr Gehörigen fahren könnte.

Rendals waren damals solche Freunde. Nicht in der letzten Zeit mehr, nein — aber früher. Bei ihnen war sie zu Hause.

Sie nimmt einen Wagen und ruft dem Kutscher zu: „Fahren Sie mich in das beste Hotel hier.“ Sie kennt ja die Hotels in ihrer Heimatstadt nicht.

Im Hotel reicht man ihr den Anmeldezettel. Sie schreibt sich ein. Der Kellner wirft einen flüchtigen Blick auf den Namen und blickt Blanche mißtrauisch an. Eine Dame aus Paris? Allein? Doch keine Hochstaplerin? „Es wird täglich gezahlt," sagt er.

Blanche ist eine zu gute Psychologin, um nicht alles zu bemerken und zu verstehen. „Im voraus, wenn Sie wollen," sagt sie und wirft ein Goldstück auf den Tisch.

Dabei denkt sie, wie ihr Name in Paris allein genügt, um das ausgebreitetste Vertrauen zu erwecken. Es fröstelt sie in dem kalten, unwohnlichen Zimmer. — Sie erinnert sich, daß früher wöchentlich drei Theateraufführungen stattfanden, und fragt: „Ist heute Theaterabend?"

Der Kellner, vertrauensvoller gemacht, durch den Anblick des Geldes: „Zu dienen. Fast jeden Sonnabend. Und es wird heute grade ein neues französisches Stück gegeben: ‚Der Hüttenbesitzer‘, zum erstenmal.“

Blanche lächelt. Es ist drollig, daß sie, die ständig die Premieren in Paris besucht, nun auch in ihrer Heimatstadt zu einer Premiere kommt: der Premiere eines uralten, längst abgepielten Stückes. Aber was thut's?

Und sie macht sorgfältig Toilette, mit der heimlich hangen Frage: wird er da sein?

Sie vergißt in diesem Moment ganz, daß er Geistlicher ist, sicherlich kein „Premierentiger“, und sie vergißt ganz ihre Würde, ihren Ernst, ihre Stellung — sie ist wieder die kleine Blanche mit der heißen Sehnsucht im Herzen, ihn zu sehen, ihn, dem alle ihre Gedanken gelten.

Wie seltsam sie das alte, kleine Theatergebäude anmutet! Wie seltsam ist es ihr, so fremd zu sein, inmitten dieser Menschenmenge. Sie hat einen Logenplatz genommen und kann von da aus den ganzen Saal bequem übersehen.

Sie bemerkt, daß einige Logenplätze auf sie gerichtet sind, aber die Neugierde gilt nur dem hübschen Gut, der großstädtischen, modernen Toilette. Niemand, sogar von denen, die sie selber erkannt, findet in ihr die kleine Blanche wieder.

Und was gäbe sie für ein erkennendes Lächeln! Für einen Ausruf der Ueberraschung, herzlicher Wiedersehensfreude! Wie sie ihnen zurufen möchte: ich bin dieselbe geblieben trotz all der Jahre, ich habe euch nicht vergessen — keinen von euch!

Wenn sie seine Schwestern sähe! Ob sie sich freuen würden? Ob sie nicht stolz darauf wären, daß sie in Paris alles im Stich gelassen, um ihres Brubers willen?...

Blanche kann es sich nicht verzeihen, daß sie ins Theater gegangen. War denn ihr Platz nicht dort an jenem runden Tisch wie vor Jahren? ... Ob Frau Rendal auch jetzt noch „mein liebes Kind“ zu ihr sagen würde? O, sie nahm sich vor, recht lieb und herzlich zu sein, nicht an das zu denken, was sie war, nur an das, was sie empfand.

Blanche verließ vor Schluß das Theater. Sie verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am Morgen sah sie unzähligemal auf die Uhr, um zu wissen, ob sie aufbrechen konnte. Sie sah sich im Spiegel an, mit der heimlich hangen Frage: habe ich mich sehr verändert? Wie — verändert? Haben die Jahre ihre Spuren hinterlassen? Ihr Leben war so bewegt, so arbeitsreich gewesen! Die Arbeit hatte ihre Züge vergeistigt, wenn die Jahre ihnen auch den ersten Jugendschmelz genommen.

Ihre Toilette war tadellos, ernst, einfach, aber von jenem undefinierbaren Geschmack, den sie sich angeeignet hatte wie den Pariser Accent. Auf der Straße blickten sich viele nach ihr um, und zum erstenmal freute sie der kleine Triumph ihrer äußeren Persönlichkeit. Sie hätte all ihren Namen, ihre Stellung, alles hingegeben in diesem Augenblick für sieghafte Schönheit.

Jetzt stand sie vor dem Rendalschen Hause. Tief atmischöpfend zögerte sie eine Weile, ehe sie die Klingel zog, und als sie sich endlich dazu entschloß, da zuckte sie zusammen bei dem altbekannten schrillen Ton. Hundert

Melodien weckte er in ihrer Seele, tausend Stimmen, von denen jede seinen Namen nannte.

Ein Mädchen öffnete.

„Ist Frau Rendal zu Hause?" fragte Blanche.

„Nein, die Damen sind in der Kirche.“

„Und... Herr Rendal?"

„Der Herr Pastor hat ja Predigt.“

„Ach so — ja, ich vergaß.“

Der Herr Pastor hat Predigt! Wie seltsam diese Worte sie berührten. Die erste Kunde, die sie von ihm erhielt! Wie mächtig machte sie ihr Herz schlagen!

„Könnte ich nicht warten?" fragte sie zaghaft.

„Ja — in Herrn Pastors Studierstube. Wenn Sie mir folgen wollen —“

Blanche schritt nun über einen Gang zu Rendals Zimmer. Als junges Mädchen hatte sie es einmal mit Pauls Schwestern betreten. Anstelle des Bettes, das früher durch einen hohen Wandschirm vom Zimmer abgeteilt war, stand ein großes, lederne Sofa. Sonst war die Einrichtung dieselbe geblieben.

„Es sieht ein bißchen wüst aus, aber der Herr Pastor liebt nicht, wenn man an seinen Büchern rührt," sagte das Mädchen und wies auf den mit Büchern, Zeitschriften und beschriebenen Manuskriptblättern bedeckten Tisch.

Blanche lächelte leise. Sie erinnerte sich der Ermahnungen, die Frau Rendal in früheren Zeiten an ihren Sohn in betreff der Ordnung gerichtet hatte und der stets gleich bleibenden Antwort Pauls: „Für mich ist Ordnung, wenn ich alles, was ich brauche, ohne suchen zu müssen, finde. Das kann ich jetzt. Eure Ordnung jedoch wäre für mich Unordnung.“

„Soll ich den Damen sagen, daß Sie hier warten?" fragte das Mädchen.

Es war eine ganz einfache Frage, Blanche aber fühlte sich plötzlich unsicher. Als was war sie hier? Wie konnte sie das Betreten seines Zimmers erklären? Hiess es nicht gleich offen eingestehen, daß sie nur feinetwegen gekommen? Aber ehe sie noch eine Antwort geben konnte, läutete es zweimal an der Hausthür.

„I, mir scheint gar — der Herr Pastor, das hat heute nicht lang gedauert.“

Das Mädchen lief eilig hinaus, und Blanche lehnte sich hochaufatmend an den Schreibtisch, mit dem Rücken gegen das Fenster. Jetzt — jetzt wird sie ihn sehen — seine Stimme hören...

Es ist ihr wie ein Traum, daß das möglich ist, und andererseits scheint es ihr, als hätte sie ihn gestern erst verlassen, gestern die letzten Worte mit ihm ausgetauscht.

Da hört sie Schritte im Gang und eine tiefe männliche Stimme: „Wir speisen heute später, meine Mutter macht erst einen Besuch.“

„Beim Herrn Pastor drin ist eine Dame.“

„So? Wartet sie schon lange?"

„Nein, die Dame ist eben gekommen.“

„Gut.“

Blanche vermag vor Erregung kaum mehr zu atmen. Jetzt geht die Thür auf, und Paul Rendal tritt ein. In der Haltung seiner hohen Gestalt liegt etwas Lässiges, Müdes, die schönen, edlen Züge sind scharf markiert, die Schläfen ein wenig eingefunken und mit feinen, blauen Adern durchzogen. Ein kurzer, spitz zugespitzter Bart giebt dem ehemals so weichen Antlitz einen männlichen und weltlichen Charakter.

Das Sonnenlicht fällt ihm gerade in die Augen, so daß er blinzelt und die Gestalt am Schreibtisch nicht erkennt. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie habe warten lassen," sagt er mit ruhiger Höflichkeit und tritt näher.

Plötzlich bleibt er stehen, seine Augen bleiben wie gebannt auf Blanche haften, das Müde, Lässige verschwindet aus seiner Haltung, er reckt sich empor zu seiner vollen Höhe und faßt wie Stütze suchend die Lehne eines Sessels. Im Zimmer ist es so still, daß man das Atmen der beiden hört.

Blanche faßt sich zuerst. „Willst du mir nicht die Hand reichen, Paul?" fragt sie leise.

Er antwortet nicht, aber seine Hand streckt sich ihr entgegen und faßt die ihre in festem Druck.

Blanche möchte aufjubeln vor Glück, möchte diese Hand mit Küßen bedecken, möchte niedersinken auf die Knie vor diesem Manne, den sie nie so geliebt wie in diesem Augenblick.

Aber sie beherrscht sich. Sie ist ja nicht mehr die kleine Blanche von damals. Sie „ist Jemand“, sie „kann etwas“, wie man es ihr nun seit Jahren in allen Tonarten sagt, und — sie ist sich selbst „etwas schuldig“.

So bleibt sie äußerlich ruhig. Nur ihre Augen leuchten und strahlen, und ihre Hand zittert leise in der des Jugendfreundes.

„Setz dich, Blanche," sagt er zu ihr.

Und sie setzen sich einander gegenüber und bleiben wieder eine Weile wortlos, die Augen fest aufeinander gerichtet.

„Wunderst du dich nicht, daß ich gekommen bin?" fragt sie endlich.

Er lächelt leise. Ein stilles, glückliches Lächeln. „Nein. Ich wußte, daß du kommen würdest. Ich habe dich erwartet.“

„Erwartet?"

„Jawohl.“

„Wußtest du denn schon, daß ich hier in der Stadt bin?"

„Nein. Ich wußte garnichts. Ich wußte nur, daß ich dich sehen würde. Ich wußte, daß dies der glücklichste

Augenblick meines Lebens werden müßte, ein Höhepunkt, der nicht überschritten werden kann. Und es ist mir wie eine Offenbarung, daß mich mein Ahnen nicht betrogen.“

Sie wendet die Augen nicht von ihm. Sie hört seine Worte und vermag nicht ihnen zu glauben, so unerhört, so unverdient scheint ihr ihr Glück. „Du hast also an mich gedacht?" forschte sie leise.

Er schüttelt den Kopf. „Man denkt nur, was außerhalb von einem liegt. Du warst in mir.“

„Und trotzdem hast du es über dich bringen können, damals —“ Sie beendet den Satz nicht, aber ihre Augen sind voll vorwurfsvollen Staunens auf ihn gerichtet.

Sein Haupt sinkt schwer auf die Brust, und er fährt sich mit der Hand über das Kinn. Das Freudige, Glückstrahlende ist wie ausgelöscht in seinem Gesicht. „Ich konnte damals wirklich nicht kommen," sagte er kurz. „Und dann — mit welchem Rechte fordertest du einen Beweis meiner Liebe? Nur mit dem Rechte des Unglaubens — folglich liebtest du selbst mich nicht.“

Ein bitteres Lächeln huscht über die Züge der jungen Frau. „So hast du mich deiner Eigenliebe geopfert?"

„Ich habe selbst genügend darunter gelitten. Mußt nicht glauben, daß ich unempfindlich blieb. Nein. Aber ich wurde es allmählich für alles Menschliche, Freudige... Früher hatte ich meine Wissenschaft und dich, jetzt habe ich meine Wissenschaft und meinen Beruf.“

Blanche fühlt, wie sie leise fröstelnd erzittert. „Und ich?" fragt sie kaum vernehmbar.

„Du?" Er sieht sie prüfend, ernst an. „Du, du bist mir eine liebe Stimme meiner Jugend, eine Lichtgestalt meiner Phantasie.“

Blanche erhebt sich und legt ihre Hand wie beschwörend auf Rendals Arm. „Nein, Paul, nein — ich bin kein Phantom, ich bin ein lebenswarmer Mensch. Und ich liebe dich, wie nur ein Weib einen Mann lieben kann!“

Sie gleitet, kaum wissend, was sie thut, an seinem Sessel nieder auf die Knie und lehnt ihren Kopf an seinen Arm.

Er fährt ihr mit der Hand leise streichelnd über das Haar. „Du warst mir diese Worte schuldig," sagt er langsam, „denn außer dir hat es nie ein Weib für mich gegeben. In dir hat meine Liebe begonnen, in dir hat sie aufgehört.“

Sie sieht ihn erschrocken an mit ihren tiefen, braunen Augen. „Aufgehört?" kommt es tonlos von ihren Lippen.

„Verstehe mich recht. Wer sich einer großen Aufgabe weibt, darf sich nicht zersplittern. Wer der Menschheit dienen will, darf nicht egoistisch an eigenes Glück denken. Mein Beruf ist erhaben und schön, meine Wissenschaft tief und erbauend. Bedarf es mehr zum Glück?"

„Und kennst du keine persönlichen Wünsche, kein persönliches Sehnen?"

„Nicht mehr.“

„Nicht mehr!" wiederholt Blanche wie vernichtet und erhebt sich. Sie wendet ihr Antlitz und sucht ihre Erregung zu bemeistern. Wie Zorn packt es sie beinahe, daß sie sich so klein gemacht vor dem Manne. Vielleicht hält er ihre Empfindung für einen Rest kindlicher Schwärmerei. Weiß er überhaupt, wer sie ist, was sie geworden?

„Hast du nie etwas über mich gehört?" fragt sie endlich.

„Selten. Ich fragte ja nie danach.“

„Und ich hoffte, du würdest es erfahren. Das gab mir oft Mut und Kraft, den Kampf auszuhalten, die Arbeit fortzusetzen. Kein Erfolg, den ich in Gedanken nicht mit dir teilte, keine Freude, bei der ich nicht dein gedachte! Du kennst also nichts von meinem Leben?"

Er schüttelt den Kopf. „Wozu? Du bist mir geblieben, was du mir warst — mehr konntest du nicht, weniger durftest du nicht werden.“

„Ich will dir aber doch alles sagen," sagt Blanche mit unterdrückter Stimme. „Dieser Augenblick soll mein Lohn sein für all die Jahre —“

„Sprich!" Sein Ton ist ernst, freundlich, ohne Neugierde. So würde er der freiwilligen Beichte eines seiner Gemeindefinder entgegensehen.

Blanche setzt sich weitab von ihm, in die Ecke des großen Ledersofas, die Augen sinnend ins Leere gerichtet. Erst langsam, mühsam kommen die Worte von ihren Lippen. Doch immer mehr belebt sich ihre Rede. Sie lebt noch einmal all die Kämpfe, Enttäuschungen, Freuden und Erfolge durch, sie ist weitab von der stillen Pastorstube, inmitten einer fremden Umgebung, auf der Jagd nach fremden Interessen, im Bannkreise fremder Ideale...

Er unterbricht sie mit keinem Wort, mit keiner Bewegung, und da sie endet, lächelt er sein müdes Lächeln. „Und um mir das alles zu sagen, hast du die Reise hierher gemacht?" fragt er.

Blanche wirft in stolzer Empörung den Kopf in den Nacken, und beinahe zornig blitzen ihre Augen auf. „Du willst mich nicht verstehen," sagt sie schroff. „Nicht um zu prahlen, habe ich dir alles gesagt, nicht um dir imponieren zu wollen mit Neußerlichkeiten — nein! Aber ich denke, ich habe das Recht, stolz zu sein auf das, was ich errungen. Und weil ich es errungen, weil ich mich über das Gewöhnliche, Alltägliche durch ehrliche Arbeit emporgeschwungen, habe ich das Recht als Frau, dir, dem Manne, zu sagen: ich liebe dich, und all mein Erfolg, mein Name, alles, was ich durch rastlose Mühe und Fleiß erreicht, sind mir nichts, wenn deine Liebe fehlt! Als ich Abschied von dir und den Deinen nahm, war ich nichts, hatte ich nichts als meine Liebe. Nun komme ich wieder, beladen mit einem Schätze höherer Art, als es bloß Vermögen sein

könnte. Diesen Schatz lege ich dir und den Deinen demütig zu Füßen — ich darf es mir erlauben, demütig zu sein — und bitte euch, mir einen Platz an eurem Herde zu gewähren. Gewiß, diese Bitte wäre sinnlos, wenn du mich nicht liebtest, wenn die Erinnerung an mich in dir erstorben wäre. Aber sie lebt in dir, wie sie in mir lebt und leben wird bis zu meinem letzten Atemzug!“

Erschüttert birgt Blanche ihren Kopf in beide Hände. Rendals Züge sind von einer fahlen Blässe überzogen. In seinen Augen spiegelt sich abwechselnd Mitleid, Trauer und feste Entschlossenheit ab.

Er steht auf und tritt an Blanche heran. „Verzeih mir den Schmerz, den ich dir bereite,“ murmelt er endlich.

Sie blickt ihn an — beschwörend, hoffnungsfreudig. Sie ergreift seine Hände, die kalt und starr in den ihren bleiben — und wieder sinkt ihr Kopf tief herab, und ein Gefühl namenlosen Kummers durchzieht ihr Herz.

„Nach alledem, was du mir gesagt hast, schulde ich dir die Wahrheit,“ fährt er fort. „Es wäre feige, wollte ich dich belügen, um dir und mir einen schweren Augenblick zu ersparen. Sieh“ — und er befreit seine Hände aus den ihren und greift nach der Brusttasche — „hier ist dein Bild: eine kleine Photographie, die du mir vor zehn Jahren gegeben. Dieses Bild hat mich nie verlassen. . . Nur an deinem Hochzeitstage habe ich es in mein Gebetbuch gelegt. So wie du auf dem Bilde bist, so liebe ich dich. Sieh dich in den Spiegel. Du bist äußerlich wenig verändert, bist eher hübscher geworden, deine Züge haben sich verfeinert, dein Ausdruck hat sich vergeistigt — aber innerlich hast du dich verändert, du bist nicht die Blanche, die ich liebe! Du hast dich jetzt eben so groß gezeigt, so edel und stolz, wie nur ein Weib sein kann. Aber ich liebe nicht das große, stolze, edle Weib — ich liebe die Blanche von damals. Du hast einen Namen, hast eine Stellung — meine Blanche heißt nur Blanche, sie hat gar keine Stellung, als die in meinem Herzen. Dich kann ich bewundern, achten — aber ich kann dich nicht lieben. Das wäre ein Treubruch an jener, die ich geliebt habe bis auf den heutigen Tag.“

Brennende Thränen tropfen langsam aus Blanches Augen. „So werde ich gehen,“ sagt sie einfach und erhebt sich.

Ein kurzer Kampf spiegelt sich in seinem Antlitz wieder. Dann ruhig, leise: „Geh — und habe Dank, daß du gekommen.“

Sie stehen einander gegenüber, wortlos, in mächtiger Bewegung. Endlich sagt sie, ohne den Blick zu erheben, zaghaft: „Und die Deinen?“

Ein kaum merkliches Lächeln huscht über seine Züge. „Die Meinen haben sich so wenig verändert, wie ich mich verändert habe. Sie sorgen für mich, sie leben für mich, sind glücklich in mir.“

„Glücklich in dir!“ Sie lächelt schmerzlich. „Ich glaube kaum, daß sie sich aus dem Wiedersehen mit mir etwas machen würden.“

Er antwortet nicht.

„Lebwohl,“ sagt sie gepreßt und reicht ihm die Hand. Er drückt sie herzlich, bewegt. „Lebwohl,“ kommt es leise von seinen Lippen.

Er geleitet sie durch den Gang. Die Thür, die ins Speisezimmer führt, ist geöffnet. Blanche sieht den sonntäglich gedeckten, runden Tisch, sieht, wie das Mädchen die dampfende Suppenschüssel hinstellt.

Sie hört Frau Rendals Stimme: „Ist mein Sohn noch immer nicht frei? Es ist rüchichtslos von den Leuten, nach der Predigt, um die Mittagszeit einen zu behelligen. . .“ Und in leiserem Ton: „Eine junge Frau also?“

Rendal faßt Blanches Hand und hält sie in der seinen fest. „Du siehst — hier ist alles beim alten. Neues findet nicht seinen Platz. Lebwohl und habe Dank!“

Ein leises Zittern liegt in seiner Stimme, und da er die Thür öffnet und das grelle Tageslicht auf sein Antlitz fällt, sieht Blanche eine Thräne in seinem Auge erglänzen.

„Lebwohl,“ murmelt sie und eilt, ohne sich umzuwenden, die Treppe hinab auf die Straße.

Am selben Abend reist sie nach Paris zurück.

Sie ist beliebt, gefeiert, berühmt. Sie hat alle Wünsche durchgesetzt, alle Ziele erreicht! Nur eines hat sie nicht zu erreichen vermocht: sie hat ihre Jugendliebe nicht vergessen können — das Einzige, was sie auch glücklich gemacht hätte. Aber danach fragt die Welt nicht.

— Ende. —

Ratschlag.

Nachdruck verboten.

Liebe leise ohne Lärmen,
Aber recht aus Herzensgrund,
Lege ab das laute Schwärmen:
Denn das Herz liebt, nicht der Mund.

Willst du die Geliebte rühren,
Nimm den Mund mit Nichten voll.
Gegenliebe anzuschüren
Glückt nur, wenn das Herz dir schwoll.

Durch den Schwall der schönsten Worte
Wird dir niemals aufgethan:
Leicht erschließt sich dir die Pforte,
Klopft die Liebe schweigend an!

Richard Zoosmann.

Unsre moderne Bühnenliteratur.

Nachdruck verboten.



für die Entwicklung unsrer modernen Bühnenliteratur sind die Aufführungen des Deutschen Theaters zu Berlin in den letzten Jahren von ganz außerordentlichem Einfluß gewesen.

Die Erstaufführungen dieser Bühne haben in jüngster Zeit eine fast ausschlaggebende Bedeutung für den Fortschritt und die Richtung unsrer ganzen Theaterproduktion erlangt. Und so finden wir denn auch das gesamte literarische Publikum Berlins, das an der modernen deutschen Bühnenkunst Anteil nimmt, an solchen Premierenabenden so ziemlich hier vereinigt.

Es war nach der ersten Aufführung von Hauptmanns „Verjunktener Glocke“ im letzten Winter und, wie gewöhnlich nach den bedeutenderen Theaterpremieren, in Berlin, so hatte sich auch an diesem Abend in einem vornehmen Restaurant ein engerer Kreis von Freunden des Verfassers, von mitwirkenden Bühnenkräften u. s. w. zusammengefunden. Darunter diesmal naturgemäß viele, die den Reizen der jüngsten Litteratur angehörten.

Es war ein seltsamer Anblick. Neben würdigen Forschern und Gelehrten der deutschen Litteratur saßen Herrschaften von sehr radikalen, in der Litteratur nichts Vergangenes respektierenden Tendenzen. Diese Jungen aber, wie waren sie selbst gegen ehemals verändert! Sittig, das Ebenmaß der Glieder in schwarzes Gesellschaftsgewand eingehüllt, die wilde Wähne, die sonst so widerspenstig jeder künstlerischen Behandlung spottete, in glatte Symmetrie vernüchtert, saßen sie da und suchten zu ihren Ausführungen ein zustimmendes Lächeln ihrer holden Nachbarinnen zu gewinnen.

Wie die Menschen, so anders als alles zu Erwartende erschien den meisten auch das Stück. Hauptmann, der Dichter des Glends und der Not, sollte nun auf einmal zu den phantastischen Gestalten des Feen- und Gnomenreiches übergegangen sein; er, der bis dahin nur das harte Leben, die strenge, herbe Notwendigkeit gekannt, wollte plötzlich an ruhiger Schönheit, an reinen Linien, am heimlichen Duft der Dinge Gefallen finden!

Wer näher hinsah, wer da wußte, daß Hauptmanns Erstlingswerk nicht das rauhe „Vor Sonnenaufgang“, sondern das milde „Promethidenos“ war, wer sich an manche poetisch feine Einzelheiten in den übrigen Stücken erinnerte und sich vor allem das schwärmerisch-versonnene „Hannele“ hatte zu Herzen gehen lassen, den konnte freilich bei dem neuen Stücke nichts überraschen. Er mußte sich sagen, daß Hauptmann hier nur einzulösen versuchte, was seine Begabung, seine Anlage längst versprochen hatte, daß der Dichter, nachdem er lange im Gestalten objektiver Dichtung verweilt, hier sein unmittelbares Ich und all das verlorene Sehnen seiner Jugend in neu erworbenen Formen auszupredigen trachtete.

Aber was für Hauptmann persönlich nichts Neues bedeutete, konnte recht wohl ein solches für die Entwicklung im großen und ganzen sein, konnte für eine neue Richtung, einen neuen Charakter, der sich in der Litteratur Bahn brechen wollte, als Symptom erscheinen. Weiterblickende waren sich freilich auch hier von Anfang an ziemlich klar gewesen. Wer den Gang der Bewegung genau kannte und sein Auge an früheren Entwicklungen geschärft hatte, der konnte kaum zweifeln, daß der sogenannte Realismus in jener starken Uebertriebenheit, in der er sich eine Zeitlang dargeboten hatte, nur eine naturgemäße Gegenwirkung gegen den vorausgegangenen, übertriebenen Idealismus sei, daß unmöglich auf die Dauer rein formalistische Einseitigkeiten, eine in ihrem Ideenreize doch erheblich beschränkte Kunstübung, sich behaupten konnten, geschweige denn eine Volksseele auszufüllen vermöchten. Schon in der Bewegung selbst, an einzelnen ihrer Werke war zu erkennen, daß sie den Antrieb zu einem Rückschlag in sich selber trugen.

Das große Publikum hatte diese Erkenntnis und diese Erfahrung noch nicht. Es bemerkte nur selten die kleinen Unterschiedlichkeiten, die selbstverräterischen Unbewußtheiten, mit denen eine scheinbar einheitliche Epoche schon selber, wider Willen gleichsam, auf die Weiterentwicklung hinweist. Es kennt wesentlich nur das Fertige, das Abgeschlossene, das mit einem Schläge eine Wandlung als vollzogen erscheinen läßt.

So bedeutete auch „Die verjunktene Glocke“ dem großen Publikum tatsächlich eine neue Erscheinung, eine Ueberarbeitung, die auf einmal auch den Fernerstehenden zeigte, daß sie sich längst nicht mehr in dem übertriebenen Realismus befanden, in dem sie noch immer zu stehen glaubten. Das neue Stück führte sie gleichsam auf einen Gipfel, von dem aus sie die Gegend umher klarer überschauen konnten, und zeigte ihnen die neuen Lebensmächte, die neuen Gewalten, die heimlich nach neuer Gestaltung rangen.

Was war dieses Neue? War es neu nur in Bezug auf das unmittelbar Vorhergegangene oder neu in jedem Sinne und überhaupt? War es der alte Idealismus, der jetzt nur in neuem Gewande erschien, oder war es ein neuer, von Realismus vielleicht nur durchtränkter? Wer all den Schreibern von rechts und von links glauben wollte, der mußte denken, die deutsche Litteratur gleiche in der letzten Zeit einem ungeheuren Schlacht- und Trümmerselde, auf dem nichts Festes, nichts Gewisses wahrzunehmen wäre, auf dem nur von Zeit zu Zeit Rauch und Nebel wahllos aufwallten, hier ein Marodeur, dort ein verprengter Trupp sich abzeichneten. Zu den Realisten, Idealisten und Real-Idealisten kamen Symbolisten, Mystiker, Individualisten und noch andre — und alle behaupteten im gleichen Brüllton der Ueberzeugung, das Neue, das Einzige-Richtige gefunden zu haben.

Das Dämmste an allen jenen Fragen war, daß sie überhaupt gestellt werden konnten, das Aergerslichte an all den -isten und -ismen, daß die Sprache keine Möglichkeit bot, sie unmöglich zu machen. Die bloßen Worte Realismus und

Idealismus, die Ausschließlichkeit, mit der Fragen nach der Einzig-Richtigkeit des einen oder des andern aufgestellt werden konnten, haben besonders im vorigen Jahrzehnt bei all den unfertigen und ungebildeten Köpfen, die sich mit deutscher Litteratur beschäftigten, mehr Schaden und Verwirrung angerichtet, als durch die schärfsten Gegensätze in der Sache selbst hätte bewirkt werden können.

Was heißt denn Realist, was bedeutet Idealist? Sind es Sammelnamen, mit denen man auf ein bestimmtes Programm eingeschworen wird, wie etwa bei den politischen Parteien? Es kommt doch nur auf den Standpunkt an, um Goethe oder Schiller bald als den einen, bald als den andern erscheinen zu lassen. Selbst die „konsequentesten Realisten“, wie sie sich selber nannten, konnten mit verschiedenen Stellen ihrer Werke wohl oder übel zu Idealisten gestempelt werden.

Alle solche Schlagworte, alle solche -isten und -ismen sind doch nur da brauchbar, wo man gleichsam in Bausch und Bogen etwas vor Augen führen will, was man schon vorher der Länge und Breite nach auseinandergesetzt, für den bestimmten Fall definiert und fest umspannt hat.

Sie sind hingegen ein wahrer Krebschaden, sobald sie in Entwicklungs- und Uebergangszeiten, in Zeiten, da sich Neues und Altes scheiden will, von den Handwerkern der Mittelmäßigkeit aufgegriffen werden, um ihre eigene Unklarheit und Ideenlosigkeit mit großartig klingenden Worten aufzulitern und den lebendig rinnenden Strom geistiger Bewegung in ihre Hausbackenheit umzufügen. Sie scheinen uns etwas zu sagen und schwindeln nur, sie scheinen zu scheiden und verwirren nur — und das alles, weil sie mit Worten, mit Benennungen operieren, statt mit klaren, vom Gegebenen hergenommenen Anschauungen.

Wenn diese Schlagworte, von denen die verfloffene Epoche unsrer Litteratur den ausgiebigsten Gebrauch gemacht hat, nunmehr in Abnahme kommen, so können wir darin nur einen erfreulichen Fortschritt erblicken. Bei jenem Wirrwarr — das ist wohl allen klar geworden — hatten wahrscheinlich alle recht und keiner. Und ebenso klar ist es selbst den mitten im unmittelbarsten Ringen Stehenden, denen objektive Würdigung und Gerechtigkeit immer ein schweres Ding sind, geworden, daß in der Persönlichkeit, in dem, was der Einzelne aus dem bewegten Innern heraus geschaffen hat, gleichgültig, welchen Namen es trägt, dasjenige zu erblicken ist, wovon man in der Dichtung auszugehen hat. Die Jüngeren haben allmählich eingesehen, daß auch unter den Älteren Leute sind, denen sich die Begabung nicht absprechen läßt, und die Älteren ihrerseits erkennen, daß die tobende Jugend nicht deshalb schon unfähig zu sein braucht, weil sie selbst sich für fähig hält. Nicht die großen Reden, welche die Schwadronneure so gut mitmachen wie die begeisterten Heißsporne, sondern die Thaten entscheiden, nicht vom Wollen hängt das Urteil ab, sondern vom Können! Es kommt nur darauf an, daß man mit Freundlichkeit jeder neuen Erscheinung gegenübertritt und alles gelten läßt, was sich durch sich selbst ausweisen will und kann.

Ist das der einzige Gewinn, den uns der verfloffene Zeitabschnitt gebracht hat? Es wäre ein rein negativer, zugleich einer, der nur das wieder gut macht, was jener selbst erst schlimm gemacht hat. Dem unmaßgeblichen Blick will sich noch ein andres aufdrängen. Wie war es denn mit der Litteratur vorher bestellt, wie sah sie aus, als sich gegen sie die neue und nun schon alte erhob?

Selten wohl ist eine leichtere, süßlichere, fettere Schriftstellerei dagewesen, als bei uns in den siebziger Jahren und zu Anfang der achtziger. Während unsre Krieger auf den Schlachtfeldern stritten, während im neuerstandenen Reiche sich das junge Geschlecht mit ahnender, so gern von begeisternden Zielen erfüllter Sehnsucht einem neuen Werden entgegenredete, trieben die Faiseurs unsrer Litteratur mit den sentimentalsten und weichlichsten Romanen, mit den leichtfertigen und hohlsten Bühnenstücken ihr Wesen, gleich als ob von den Dingen um sie her, von der Bewegtheit der Zeit gar nichts vorhanden gewesen wäre.

Es war in diesen Dichtungen nichts Eigenes, nichts Bewegendes, nichts, das der Schreiber hätte sagen müssen! In diesen Stücken war alles erborgt und mit Kniffen zusammengerechnet. Der Horizont der Verfasser ging selten über Theater und Gesellschaftsfeiern hinaus. Nur selten einmal, wenn das Rahmen umher allzu deutlich wurde, vertiefte sich ein verspäteter Romantiker, wie der temperamentvolle Ernst von Wildenbruch, dazu, einen höheren Flug zu nehmen, ernstere Stoffe und tiefere Probleme anzugreifen.

Aber das waren nur vereinzelte Versuche. Eine fade Salonschwerenötere, dergleichen man in deutschen Landen nie so allgemein erlebt hat, machte sich mehr und mehr breit, wollte für elegant, für witzig, für fein und vornehm gelten und war nichts als gefünfelte Wortpielerei, als bloße Nachäfferei der Franzosen, bei denen solcher Geist doch in ganz anderer Form und als höchst bezeichnender und lebenswürdiger Charakterzug besteht. Es entstand das Hingespinnst einer Gesellschaftsschicht, die es nie und nirgends, auch in Berlin nicht, gegeben hat, die für großstädtisch, für frei und weltbürgerlich, für die Crème der Gesellschaft gelten wollte und doch nur das verzückte Wünschen strebsamer und eitler, kleiner Philister war.

Die Verfasser kannten ja größtenteils unser Volk gar nicht, das sie schildern wollten. Sie hatten weder unsern tüchtigen Bürgerstand in seinem Ringen und in seiner Ehrenfestigkeit gesehen, noch hatten sie Zutritt zu unsern strengeren, alten und guten Familien. Es kam ihnen garnicht darauf an, wenn sie sich überhaupt mit dem Mann aus dem Volke oder dem Mittelstand einließen, ihn wie einen Leibeigenen zu behandeln. Günstigstenfalls nahmen sie ihn, wie Schönthan oder G. von Moser, von der fönischen Seite. Es verschlug den Lindau, Lubliner, Blumenthal u. s. w. nichts, wenn ein alter Offizier oder Gutsbesitzer im Jargon der Theater- und Börsenkreise redete. Die Kunst dieser Dichter war eben unreal und unrett, mehr auf den Schein als auf das Sein gerichtet. Was an Tiefinnigem und Gehaltvollem vorhanden war, blieb größtenteils im Verborgenen oder trieb nur dann und wann unscheinbare Bläschen an die glatte Oberfläche dieser stehenden, untiefen Gewässer.

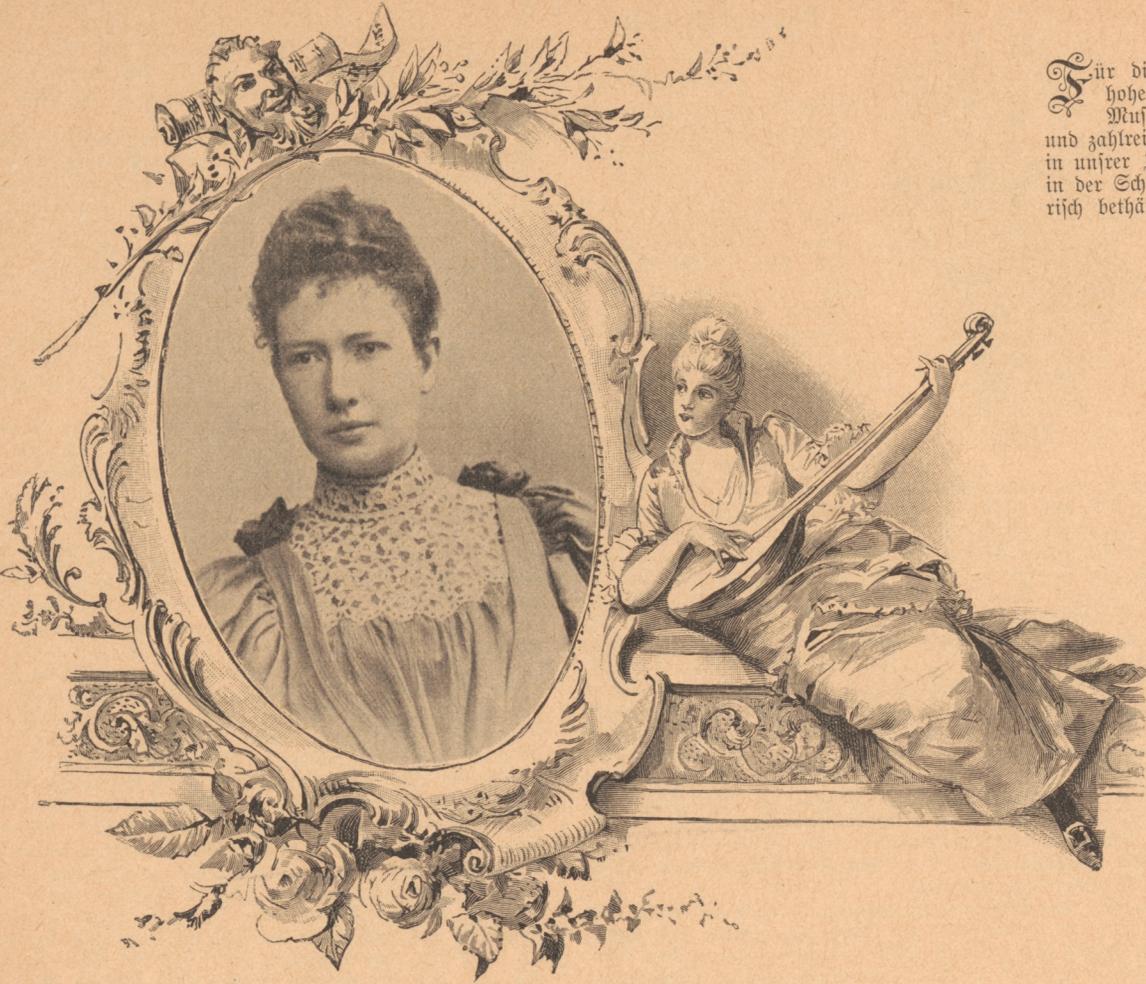
Das sind im großen und ganzen die Züge jener Litteratur, die seit zehn Jahren von den Neuern verdrängt worden ist: von den Vermittlern zwischen Altem und Neuem, dem trefflichen Volksstückdichter Anzengruber, der stets gesund in seinem Wollen, wenn auch mangelhaft bisweilen, in seiner

Cornelie van Dofferzee.

Nachdruck verboten.

Für die schönen Künste haben die Frauen von jeher Verständnis und hohe Begabung gezeigt. Auch auf dem jüngsten Kunstgebiet, der Musik, sehen wir die Frau schon lange als reproduzierende Virtuofin, und zahlreiche Namen von Sängern, Pianistinnen und Geigerinnen haben in unrer Zeit einen guten Klang gewonnen. Nachdem die Frauen sich jetzt in der Schwesterkunst der Musik, der Poesie, mit bestem Erfolge selbstschöpferisch bethätigt und auf den verschiedensten Feldern durch ihr Schaffen eine achtungsvolle, auf manchen sogar schon die höchste Stellung erlangten haben, ist es nicht zu verwundern, wenn sie nun auch das Gebiet der musikalischen Komposition betreten. Zwar weiß die Geschichte von Francesca Caccini, der ersten Orgelkomponistin, an bis zur Chaminade und Frau von Bronsart hinauf vielfach zu berichten, daß Frauen mit Talent und Ausdauer als Komponistinnen sich bethätigten; indes gehören die Fälle, wo Frauen als selbstschaffende Tonkünstlerinnen Tüchtiges und Hervorragendes leisteten, bis jetzt noch zu den Ausnahmen. Aber die Anfänge, die auf eine erfreuliche Zukunft schließen lassen, sind nun gemacht, und wir können unsern Leserinnen heute wieder ein weibliches Talent vorführen, das bereits über die engere Grenze der Heimat hinaus Anerkennung fand: im Februar d. J. brachte das philharmonische Orchester in Berlin das Hauptwerk einer jungen holländischen Komponistin, Cornelie van Dofferzee, erfolgreich zur Aufführung. Es waren die beiden ersten Sätze einer größeren Tondichtung, der „Königsidyllen“ nach Tennison. Die Schöpfung war bereits im Herbst 1896 zu Utrecht und Rotterdam mit großem Beifall aufgenommen worden; die Künstlerin dirigierte dort selbst das Orchester.

Im Jahre 1863 zu Batavia geboren, siedelte Cornelie van Dofferzee bereits im sechsten Jahre mit ihren Eltern nach dem Haag über und zeigte schon damals Interesse und Begabung für die Musik. Ihren ersten Unterricht erhielt sie an dem königlichen Konservatorium im Haag von Nicolai und dem Pianisten K. V. W. Wijs. In ihrem neunzehnten Lebensjahre zog die Künstlerin mit ihren Eltern nochmals nach Indien, kehrte jedoch vier Jahre später nach ihres Vaters Tode nach Europa zurück und siedelte zum Zweck ihrer völligen Ausbildung in der Musik nach Berlin über. Ihr fleißiges und erfolgreiches Schaffen bekunden eine Reihe hübscher Lieder, ein Cis-moll-Pianoquartett und vor allem die bereits genannte Orchesterkomposition „Die Königsidyllen“. G. D.



Darstellungsform war, und Sudermann, dem Meister der Bühnentechnik und erfolgreichsten Dramatiker unserer neueren Litteratur, die ja größtenteils eine solche des Uebergangs ist, und endlich von den Vertretern der jüngsten Schule. Man mag gegen diese, gegen die Hauptmann, Halbe, Holz, Schlaf u. s. w. sagen, was man will, das Eine wird man ihnen lassen müssen, daß sie durchschnittlich in der ganzen Art ihres Strebens und ihres Empfindens von andrer Struktur waren als die Dichter der siebziger und achtziger Jahre. Es waren durchgehends tiefveranlagte, ehrliche Leute, die zwar selbstverständlich den Ehrgeiz jeder herzlichen Begeisterung hatten, aber sich wesentlich nicht von außerhalb ihrer Kunst liegenden Erwägungen und Lockungen leiten ließen. Sie wollten nicht scheitern, was sie nicht waren. Sie kehrten auf sich selbst zurück, auf die kleinen Verhältnisse, unter denen die meisten von ihnen geboren waren, und auf den kleinen Mann, dessen Leiden sie am eigenen Herzen erfahren hatten.

Unsre Bühnendichtungen gewannen wieder an Innerlichkeit, an Treue und an Schlichtheit, wie ja unsre gesamte Litteratur und Kunst von diesem Streben nach Wahrheit heute befeuert ist. Anstelle der Marlitt und ihrer romantisch-eraltierten Nachahmerinnen, die vor zehn Jahren mit ihren überspannten, süßlichen Romanen den Büchermarkt überschwemmten, traten ernstlich strebende Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die uns, wie Theodor Fontane, M. v. Ebner-Eschenbach, Gabriele Reuter, Emil Marriot, Georg v. Dampf, Straß, W. v. Polenz u. a., das wirkliche Leben und wirkliche Menschen schilderten. Gleich ihnen wollten unsre jungen Dramatiker nichts sagen, was sie nicht selbst erlebt oder empfunden, nichts schreiben, was sich nicht in ihren Zeiten ereignet hatte oder ereignen konnte. Sie waren an allem Leben und Weben um sie her aufs unmittelbarste beteiligt, die großen Fragen der Zeit wurden von jedem Einzelnen wieder und wieder gefragt, die großen Thaten der unmittelbarsten Vergangenheit erfuhren erst in ihren Seelen tönenden Wiederhall, wurden erst bei ihnen ein Bestandteil geistiger Verfassung. Keiner dieser Jungen glaubte etwas Wertvolles sagen zu können, der nicht mitten im Getriebe stand, der nicht all die Freude und Lust der Gegenwart und bewegter Zeitläufte, wie das unendliche Weh der dumpfen Massen und der freien Köpfe gleichermaßen an sich empfunden hatte.

So viel Uebertreibung auch dabei mit untergelaufen sein mag, so viel Pose auch von den Spekulativen, die in keiner großen Sache fehlen, mit eingeschmuggelt wurde, im großen und ganzen war das ein erheblicher Gewinn gegen vorher. Denn Ehrlichkeit und Innerlichkeit, Begeisterung für Kunst und Kunstziele sind die Vorbedingung für jeden Aufschwung im geistigen Leben und bilden allein die Stimmung, aus der wirkliche „Schöpfungen“ entstehen.

Auf Prophezeiungen wollen wir uns nicht einlassen und uns hüten, die „Verjüngte Glocke“ etwa als das erste Stück einer neuen Litteraturepoche zu bezeichnen; ebensowenig wollen wir die einzelnen Leistungen der Modernen hier abzuschätzen versuchen. Das Erste ist unter allen Umständen unklug, und das Zweite ist, um mit dem alten, weisen Fontane zu reden, ein zu „weites Feld“. Aber im allgemeinen erscheint uns die ganze Regsamkeit um uns her, die lebendige Energie des Betriebes als ein Zeichen fröhlichster Erspriehlichkeit.

Wer mitten drin steht im bewegten Leben, erkennt selten das Große und das Fruchtbare um sich her; dennoch hat sich nach einiger Zeit das Zukunftsfrüchtige wie von selber und aus einer heimlichen Gewalt heraus allen Augen sichtbar durchgesetzt. Ein tröstliches Zeichen von der stillen Wirksamkeit der Mächte unsres Unterlebens, die wir nicht kennen und kaum ahnen, von denen wir trotz alles Einzelnen, das wir über sie erspüren und erschließen, doch zuletzt nur sagen können, daß sie da sind.

M. Paulitz.

Unsre Stimme.

Nachdruck verboten.

Stimme und Sprache sind nichts andres als die durch den ausgeatmeten Luftstrom herbeigebrachten Töne und Geräusche. Unser Lebensprozeß ist an das Atmen geknüpft, und diesen lebenswichtigen Vorgang der Atmung hat die Natur in den Dienst der Sprachbildung gestellt. Der ganze sprachbildende Apparat besteht aus der Lunge mit der Luftröhre, dem Kehlkopf, dem Mund und der Nase. Er stellt ein Musikinstrument dar von einer Vollkommenheit der Konstruktion, daß kein andres musikalisches Werkzeug ihm an Mannigfaltigkeit und Nuancierung der Klangwirkung gleichkommt.

Wenn wir unsern Kehlkopf nur als musikalisches Instrument betrachten, so sehen wir, daß die menschliche Stimme überhaupt ungefähr 4 Oktaven, von E bis zum \bar{c} , umfaßt. Die äußersten bekannten Grenzen sind das Contra-F eines Sängers Fischer und das \bar{f} der jüngsten der Schwestern Sessi, somit ein Umfang von 5 Oktaven. Der Kehlkopf eines einzelnen Menschen hat nur den Umfang von etwa 2 bis $2\frac{1}{2}$ Oktaven. Durch Uebung und Anlage kann dieser Umfang sich natürlich beträchtlich erweitern, so bei geübten Sängern auf $2\frac{1}{2}$ bis 3 Oktaven. Jene Sessi besaß in ihrer Stimme 3 Oktaven und 3 Töne von c bis \bar{f} , die Zelter umfaßte 3, die Catalani $3\frac{1}{2}$ Oktaven.

Es gewährt einen hohen Reiz, dieses Spiel der Stimmbänder vermittelt des Kehlkopfspiegels zu beobachten. Der Sänger Garcia war es, der 1854 zuerst den Gedanken hatte und zur Ausführung brachte, ein kleines, geteiltes Spiegelchen an den weichen Gaumen anzulegen, es zu beleuchten und damit ein Bild des Kehlkopfs beim lebenden Menschen zu gewinnen. Durch diese Erfindung ist eine unendliche Fülle von Beobachtungen sowohl des gesunden wie des kranken Stimmorganes ermöglicht worden. Man erkannte, daß die beiden Register, welche die menschliche Stimme besitzt, die Brust- und die Fistel- oder Kopfstimme, sich dadurch unterscheiden, daß bei der ersteren das Stimmband in voller Breite, bei der letzteren nur der freie Rand in Schwingungen gerät. Die Bruststimme ist die normale Stimmgebung, die am wenigsten anstrengt, weil die Luft in der Brust resonierend in Mitschwingungen gerät, während die Fistelstimme, die eine höhere Tonart besitzt, mit größerer Anstrengung verbunden ist und zur Erreichung der höchsten Töne benutzt wird. Da sie durch die Resonanz im Nasenhohle mehr im Kopf ihren Sitz zu haben scheint, hat man ihr auch den Namen der Kopfstimme beigelegt.

Männliche und weibliche Stimmen fangen an verschiedenen Stellen der Tonleiter an und hören an verschiedenen Stellen auf. Die Frauenstimme, deren Kehlkopf feiner und zarter gebaut ist und deren Stimmbänder um ein Drittel kürzer sind als die des Mannes, ist ebenso wie die Knabenstimme höher als jene des Mannes; der tiefste Ton der weiblichen Stimme liegt um etwa eine Oktave höher als der tiefste Ton des männlichen, der höchste Ton um eine Oktave höher. Die verschiedene Höhe des Tones hängt zunächst ab von der Zahl der Schwingungen, welche die Stimmbänder in einer Zeiteinheit machen: je höher die Schwingungszahl, desto höher auch der Ton. Während E durch 80 Schwingungen in der Sekunde entsteht, gehören zur Erzeugung von c 1024 Schwingungen. Die Tonhöhe hängt aber ferner von der Länge der Stimmbänder und von der Stärke ab, mit der sie angeblasen werden. Wir sehen hier somit eine außerordentlich feine Kompensation eintreten: wird ein Ton von piano auf forte getrieben, so muß zum Ausgleich der durch das stärkere Anblasen bewirkte Erhöhung eine Vertiefung durch Aktion der Kehlkopfmuskeln eintreten. Wie sehr die Kehlkopfmuskeln geübt werden können, beweisen die Versuche mit Sängern, bei denen sich als mittlerer Fehler beim Nachsingen eines an-

gegebenen Tones nur 0,357 Prozent der Schwingungszahl des Tones ermitteln ließ.

Man unterscheidet vier Kategorien des Stimmumfangs: den Baß mit dem Umfang von E bis f, den Tenor von c bis \bar{c} als Klangarten der männlichen Stimme, den Alt von f bis \bar{f} und den Sopran von c bis \bar{c} als solche der weiblichen Stimme. Ein Schema wird eine bessere Uebersicht geben:



Das vorstehende Schema zeigt, daß die Baßöne bei 80 bis 342 Schwingungen entstehen, die des Tenors bei 128 bis 512, daß der Alt durch 171 bis 684, der Sopran durch 256 bis 1024 Schwingungen charakterisiert wird. Der wesentlichste Unterschied zwischen Baß und Tenor jedoch liegt in dem den Stimmen eigenen Klang (dem Timbre), der dann hervortritt, wenn beide denselben Ton angeben, und der von dem Bau und den verschiedenartigen Gestaltverhältnissen des Kehlkopfes abhängt. Eine gewisse Unentschiedenheit zwischen den beiden männlichen Klangarten wird als Bariton, zwischen den weiblichen als Mezzosopran bezeichnet.

Der Kehlkopf des Knaben gleicht dem der Frau. Vor dem Entwicklungsalter haben seine Stimmbänder etwa $\frac{2}{3}$ der Länge, die sie nachher erhalten, der Spanntnorpel ist noch nicht so stark entwickelt und bildet noch nicht den hervorstechenden Adamsapfel. Dementsprechend erklingen Knabenstimmen in Alt oder Sopran und gehen nach ihrer Entwicklung in Baß oder Tenor über. Diese Entwicklung, das „Mutieren“ der Stimme, vollzieht sich im vierzehnten bis fünfzehnten Jahre. Während dieser Zeit ist die Stimme unrein, heiser und krähend und schlägt oft um, da die neuen Tonarten erst geübt werden müssen, die Stimmbänder selbst sich in einem gewissen Stadium der Wachstumsreize befinden.

Das führt uns zu einem wichtigen Punkt in der Ausbildung der Stimme: man schone sie gerade in dieser Zeit der Entwicklung, da eine zu starke Anstrengung eben dann sehr leicht zu Störungen führt! Man schone die Stimme aber auch, wenn sie durch Katarrhe gestört ist! Der Katarrh führt zu stärkeren Schleimabsonderungen, zu wässriger Durchtränkung der Schleimhaut und zu Schwächezuständen der Muskeln — alles Momente, welche die Stimme heiser machen. Es liegt auf der Hand, daß dann eine stärkere Anstrengung nötig ist, um einen Ton herauszubringen, und die Folge ist leicht eine Verdrückung der Stimmbänder, eine dauernde Schwäche der Kehlkopfmuskeln, ein Verlust der Singstimme, oder doch der klaren, reinen Stimme zum Sprechen. Man begnüge sich aber bei einer Störung der Stimme auch nicht mit der landläufigen Erklärung: „Es ist ein wenig Katarrh,“ sondern man gestatte dem Arzt einen Blick auf das kranke Organ mit dem Kehlkopfspiegel, da sich dann mitunter Erkrankungen finden, die in andern, weiter entfernten Organen ihren Sitz haben.

In Schule und Haus aber achte man schon darauf, daß die Stimme nicht nur beim Singen, sondern auch beim Sprechen geübt werde! Zur Gymnastik der Stimme lasse man die Kinder stets laut und langsam lesen, ja schon früher bei den des Lesens noch nicht mächtigen Kleinen Laute, Silben, Wörter scharf artikuliert nachsprechen. Vor allem handelt es sich bei der Stimmgymnastik um eine reine und kräftige Betonung der Vokale. Das übt nicht nur die Kehlkopfmuskeln, sondern auch die Muskulatur der Brust. Es befördert dadurch die Atmung und kräftigt den Körper; Singen und Sprechen stellen ja nur Formen der Atmung dar.

Dr. G. S.

Bilder aus dem japanischen Volksleben.

Hierzu vier Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Die ganz nach europäischem Muster vollzogene Militär-Reorganisation in Japan hat sich im letzten Kriege gegen China als so heilsam und segensreich erwiesen, daß nun zweifellos auch auf andern Gebieten umfassende und tief einschneidende Umwälzungen eintreten werden, die die Lebensweise der Japaner, besonders ihre Sitten und Gebräuche, nach und nach völlig umgestalten und dem Vorbilde der abendländischen Kultur immer mehr anpassen dürften. Das ist eigentlich schade; denn unsern modernen Kultureinrichtungen und Gebräuchen haftet vielfach etwas Schablonenhaftes an, wie ja auch dem Grau in Grau unsrer modernen Kleidung oft genug der Reiz der Abwechslung fehlt. Alles Fremdartige dagegen erscheint uns interessant und reizvoll, zumal bei einem Volke, das, wie das japanische, Jahrtausende hindurch einen ganz andern Weg gegangen ist, als wir ihn kennen, und das dennoch auf diesem seinem eignen Wege eine erstaunlich hohe Kulturstufe erreicht hat.

Unter diesen Umständen dürften unsre Bilder aus dem japanischen Volksleben, wie es sich noch vor ganz kurzer Zeit dem fremden Besucher zeigte, für viele ein doppeltes Interesse haben. Mögen manche dieser Bilder, wie das des japanischen Arztes, der seine Patientin durch eine Art von Beipredigung zu kurieren sucht, auch recht naiv erscheinen und bei den rapiden Fortschritten der Kultur in Japan nur höchst selten noch anzutreffen sein, so zeichnen sich doch alle durch eine wohlthuende Liebenswürdigkeit der Form aus, die ebenso sympathisch berührt, wie fast alles, was der fremde Besucher in Japan selbst zu sehen bekommt: die herrlichsten Landschaftsbilder, die geradezu gartenähnlich gepflegten Felder, die zierlichen, netten Gebäude, die ziemlich sauber gehaltenen Wohnungen, die gefällige, leichte Kleidung, bei den Vornehmen in wunderbarer Farbenpracht und mit den kunstvollsten und feinsten Stickereien versehen, und die stets höflichen und zuvorkommenden Menschen. Man sieht keine Bettler und keine Unzufriedenen, sondern immer nur lebenswürdige, freundliche Gesichter.

Vielleicht ist es der alten japanischen Schintu-Religion zu verdanken, daß sich diese Liebenswürdigkeit im Charakter der Japaner ausgebildet hat. Der Schintu-Glaube ist nämlich nicht an einen strafenden Gott gerichtet, sondern gipfelt in der Verehrung einer liebevollen, gütigen Göttin „Ten-sho-daischin“, der Schutzpatronin von Japan.

Auch kluge Frauen haben mehrfach auf die Geistes- und Volksbildung in Japan großen Einfluß ausgeübt. Im dritten Jahrhundert z. B. führt die Kaiserin-Regentin Okimataraschihime persönlich Flotte und Armee nach Korea und machte dies Land schon damals tributpflichtig. Und im achten Jahrhundert setzte Schomu, die Tochter des 45. Kaisers, durch, daß in Japan jede Familie wenigstens ein Exemplar des Buches „Kofio“, das Vorschriften über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern enthielt, besitzen mußte; eine Thatsache aus der zugleich hervorgeht, daß die Volksbildung in Japan schon zu jener Zeit im allgemeinen ziemlich hoch gewesen ist.

Unter Kaiser Mommu (797 bis 707) wurden das Maß- und Münzsystem vervollkommen und große Brücken- und Straßenbauten unternommen; während seiner Regierung wurde auch die Leichenverbrennung in Japan eingeführt.

Die Universitäten, deren erste aus dem siebenten Jahrhundert datiert, wurden seit Anfang unsres Jahrhunderts in Japan ganz bedeutend erweitert, und es werden seitdem auch in besonderen Schulen populäre Vorträge gehalten, zu denen jedermann Zutritt hat; eine Einrichtung also, die bei uns in Europa erst in den letzten Jahren unter dem Namen „Volkshochschulkurse“ eingeführt worden ist. G. D.



Vornehme Japanerin in Gesellschaftstoilette.
Nach einer japanischen Photographie.



In der Sprechstunde eines japanischen Arztes.
Nach einer japanischen Photographie.

Onkel Paul.

Skizze von Anna Wahlenberg.

Nachdruck verboten.

Die Trauung war vorüber, und man drängte einander, um zu dem jungen Paar zu gelangen und zu gratulieren.

Zuerst küßten der Vater, die Mutter und die Schwiegereltern die Braut, dann kamen die Tanten, die Cousinen und die Brautjungfern, und es währte eine ganze Weile, bis die kleine Schwester, die letzte der Brautjungfern, an die Reihe kam, obwohl sie ja eigentlich zu allererst hätte kommen müssen. Als aber die kleine Dame sich endlich den Weg durch die ganze Mauer von Menschen gebahnt hatte, begnügte sie sich nicht damit, die geliebte Schwester zu küssen, wie alle die andern es gethan hatten. Ohne die geringste Rücksicht auf das raschelnde, weiße Seidenkleid zu nehmen, schlang sie die Arme um ihren Hals, schmiegte sich fest an sie und gab ihr einen langen, innigen Kuß.

Die kleine Ingeborg war durchdrungen von dem Ernste der Stunde. Sie hatte nie zuvor ein solches Fest mitgemacht, und der Umstand, daß es in ihrem eigenen Heim gefeiert wurde und daß ihre eigene Schwester die Hauptperson dabei war, übte eine mächtige Wirkung auf ihren leichtbeweglichen Sinn aus.

Sie kannte die alten, wohlbekannten Räume kaum wieder im Glanz der vielen Lichter mit den weitgeöffneten Flügelthüren und allen den Blattpflanzen und blühenden Topfgewächsen. Sie konnte kaum glauben, daß es ihre Schwester war, die dort so schön und hoheitsvoll stand in dem weißseidenen Schleppliebe mit dem langen, duftigen Schleier und dem grünen Myrtenkranz. Und am allerwenigsten kannte sie sich selber wieder mit den langen Locken und dem weißen Tüllkleid, dem längsten, das sie jemals besessen hatte. Es war nur eine Handbreit vom Boden entfernt, und wenn sie sich in dem Spiegel sah, konnte sie sich fast einbilden, daß sie eine große Dame erblicke.

Das Festmahl war zu Ende, und nun wurde der Champagner und das Konfekt gereicht.

Ingeborg hatte die Schale schon im Anrichtezimmer studiert. Da waren gar mancherlei schöne und gute Sachen, in der Mitte aber stand ein Stück Konfekt, das alle die andern überfrachtete. Es war ein entzückender, kleiner Tempel aus Schokolade, in dem ein Engel in silbernem Gewand mit langen, weißen Flügeln prangte. Er hielt einen Rosenkranz in den ausgestreckten Händen und schien die ganze Welt segnen zu wollen.

Während die Schale herumgereicht wurde, verfolgte Ingeborg sie mit unermüdlicher Aufmerksamkeit. Wie glühend wünschte sie sich diesen Tempel zur Erinnerung an Ernas Hochzeitsfest! Sie hatte bei allen außergewöhnlichen Gelegenheiten Erinnerungen gesammelt — wie stolz würde sie erst sein, wenn sie dies Prachtstück in ihrer Reliquien-schublade aufbewahren und den Freundinnen vorzeigen könnte! Wenn sie diesen Tempel sahen, würden sie doch eine Ahnung von dem Glanz des Hochzeitsfestes bekommen.

Jedesmal, wenn sich eine Hand nach der Schale ausstreckte, überkam sie eine Angst, aber sie hoffte, daß niemand so unbescheiden sein und sich das Mittelstück aneignen würde. Und es sah auch wirklich so aus, als wenn die Gäste alle bescheidene Leute wären. Der Teller hatte fast die Kunde an der Tafel gemacht, und noch stand das kleine Heiligthum mit seinem Engel unberührt da.

Ingeborg hatte einen Augenblick mit ihrem Tischherrn, einem Primaner, über das Wetter geplaudert, und als sie ihr wachsameres Auge abermals dem Schatz zuwandte, hielt ein alter Herr die Hand darüber. Es war der Advokat Paul, ein kleines, hageres, gebeugtes Männchen mit langem, weißem Haar, ein paar kleinen, listig blinzeln den Augen unter buschigen, weißen Brauen, einem eingesunkenen Mund und etwas struppigem Bart. Onkel Paul schien sich zu befinden, er



Im Kolleg eines japanischen Professors.



Japanische Mädchen beim Gebet.

nahm einige Konfitüren und faßte ein großes Stück Konfekt an. Dann aber legte er alles wieder hin, sagte lachend einige Worte zu einem andern Herrn und griff sehr behutjam nach dem schönen Schokoladentempel mit dem rosenkranztragenden Engel.

Ingeborg hätte ihm das Konfektstück aus der Hand schlagen können, so wütend war sie. Der abscheuliche alte Onkel Paul!

Seit dem letzten Sommer, wo sie zusammen auf Kügen gewohnt und er sie eines schönen Nachmittags gezwungen, zu Hause zu bleiben und sein Fischnetz zu entwirren, hatte sie ihn zu hassen angefangen. Und auch der Vater und die Mutter konnten ihn nicht recht leiden, das hatte sie sehr wohl gemerkt. Sie hielten ihn offenbar für keinen guten Menschen, das konnte sie ganz gut merken, obgleich sie nicht recht herauskriegen konnte, was sie eigentlich gegen ihn hatten. Wozu luden sie nur so einen alten, abscheulichen Mann zur Hochzeit — bloß weil sie zufälligerweise entfernt mit ihm verwandt waren!

Ingeborg kochte vor Wut. So sehr sie auch nach aufgehobener Tafel durch den Tanz und ihre Ballkavaliere in Anspruch genommen war, so ließ sie den Onkel Paul doch keine Minute aus den Augen. Er ging eine ganze Weile mit dem kleinen Schokoladentempel umher; denn es war zu groß, um es in die Tasche zu stecken. Dann aber ward er müde, es mit sich herumzutragen, und Ingeborg merkte, wie er nach einem Versteck pöchte.

Als sie nach einem Tanz mit ihrem Herrn durch den Salon ging, sah sie ihn vor einer Etagere stehen und zwischen den Nippfaden kramen. Gleich darauf kam er ihr mit leeren Händen entgegen.

Es wäre nicht lange, bis sie einen unbewachten Moment benutzte, um die Etagere zu untersuchen. Und richtig, dort stand der Tempel mit dem Engel hinter einer großen Vase.

Einer schnellen Eingebung folgend, nahm sie ihr eigenes kleines Stück Konfekt aus der Tasche, legte es hinter die Vase und nahm statt dessen den Schokoladentempel. Sie wickelte ihn in ihr Taschentuch, barg ihn in einer Ecke ihres Kleides und eilte dann auf ihr Zimmer, wo sie ihren Raub in Sicherheit brachte.

Wie sie sich freute, daß sie den abscheulichen, alten Onkel so an der Nase herumgeführt hatte!

Fast zwei Jahre hatte der kleine Engel in der hintersten Ecke von Ingeborgs Erinnerungsschublade gestanden und seinen Rosenkranz allen den andern Schätzen entgegengestreckt. Aber nur sehr selten war er ans Tageslicht gekommen und niemals herausgenommen worden, um den Schulfreundinnen triumphierend gezeigt zu werden.

Es war fast, als schäme Ingeborg sich seiner. Und eines Tages nahm sie ihn heraus, wickelte ihn erst in Seidenpapier, legte ihn dann in eine Pappschachtel, hüllte diese in Briefpapier, verriegelte sie und schrieb eine Adresse darauf. Dann riß sie aber das Papier wieder ab und stellte die Schachtel in das Schubfach.

Sie fühlte, daß es doch nicht anging, ihren Raub auf diese Weise dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zuzuführen. Dazu gehörte mehr, und sie wußte auch ganz genau, was. Aber das war zu fatal!

Geno fatal freilich war es, ihn zu behalten. Ach, hätte sie den kleinen Tempel doch niemals gesehen!

Winnen kurzem sollte sie konfirmiert werden. Es war dies eine Zeit ernster, innerlicher Reinigung und Abrechnung, aber sie konnte keine Ruhe finden, solange noch der Schatz in der hintersten Ecke ihres Schubfachs lag. Es lastete wie ein Alp auf ihr.

Sie sagte sich selber, es sei kindisch und dumm von ihr, um eine solche Kleinigkeit sich zu beunruhigen. Das half aber alles nichts. Sie sagte sich ferner, daß dieses kleine Stück für den Onkel Paul doch nicht das geringste Interesse haben könne, daß er sicher keine Ahnung mehr davon habe. Aber es half alles nichts. Sie entschuldigte sich damit, daß sie ein weit größeres Unrecht darauf habe als er. Auch das half nicht. Der kleine Engel in seinem Tempel belastete ihr Gewissen wie mit Centnerlast. Und es war ihr unmöglich, den Gedanken daran abzuschütteln.

Noch furchtbarer aber war ihr der Gedanke, damit zu Onkel Paul zu gehen. Er würde sie nicht verstehen, würde sich nur lustig über sie machen und sie auslachen. Sie sah im Geiste schon sein abscheuliches, grinsendes Gesicht. Huh!

Ihr Abscheu vor ihm war jetzt fast noch größer als früher; denn jetzt wußte sie auch, was ihre Eltern gegen ihn hatten: er war ein alter Geizhals, der sein Geld nur zu hohen Zinsen ausleihen wollte und wohl schon manch einen ins Verderben gestürzt hatte. Deswegen hatte auch in den letzten zwei Jahren zwischen ihm und den Eltern kein Verkehr mehr stattgefunden.

Wie sie dahingekommen und was sie auf dem Wege dahin gedacht hatte, war ihr selber ein Rätsel. Zur vollen Besinnung erwachte sie erst wieder, als sie vor der Entree auf den Knopf drückte und die elektrische Glocke ertönte.

Einen Augenblick wandte sie sich um und fühlte sich versucht, die Treppe wieder hinabzustürzen, aber ein eiserner Wille hielt sie zurück.

Drinnen wurden Schritte hörbar, ein Mädchen öffnete die Thür.

„Ist der Herr Advokat zu Hause?“

Ja, er war zu Hause. Sie wurde gebeten, näher zu treten, das Mädchen fragte, wen sie melden dürfe. Dann stand sie wieder allein da, die Thür zum Wohnzimmer war aber nur angelehnt, und sie zuckte zusammen, als sie plötzlich Onkel Pauls piepsige, dünne Stimme vernahm.

„Was — was?“ hörte sie nach Art alter Leute rufen, „was will sie von mir?“

Ingeborg wußte kaum, wie sie ins Zimmer gelangte, und sie konnte sich hier auf kein Wort von alledem, was sie hatte sagen wollen, besinnen. Das Mädchen zeigte auf eine zweite Thür und verschwand. Und dann stand sie auf der Schwelle.

Dort saß Onkel Paul in einem großen Lehnstuhl, einen Schemel unter den Füßen, eine Decke über die Knie gebreitet. Sein Haar war weißer als früher und seine Gestalt noch mehr zusammengesunken.

„Hat man je so etwas gesehen!“ begann er. „Was hat denn das zu bedeuten?“

Sie mußte herankommen und sich neben ihn setzen, und als sie den Stuhl ein wenig abrückte, war ihm das nicht recht. Er zog ihn dicht an sich heran und drehte ihn so, daß der Schein der Lampe ihr ins Gesicht fiel.

Ingeborg saß da und starrte das Päckchen auf ihrem Schoß an. Sie brachte kein Wort hervor.

„Das ist ja hübsch von dir,“ fuhr er fort. „So ein alter, armer Mann bekommt, weiß Gott, nicht alle Tage Besuch von kleinen, hübschen Damen. Du hast also den alten Onkel noch nicht ganz vergessen? Wie?“ Er faßte sie mit zwei Fingern unters Kinn, um ihren gesenkten Kopf in die Höhe zu heben.

„Ich wollte nur —“ stammelte Ingeborg.

„Das ist ja hübsch von dir. Hübsch, daß du noch an den alten Onkel gedacht hast.“

Es war ganz klar, daß er sie zum Besten hatte, und das machte sie nur noch mehr verwirrt.

Dann streichelte er ihr leise die Hand. „Nun, was wollte denn der Papa von mir?“

„Papa hat mich nicht hergeschickt,“ sagte Ingeborg schen. Er fuhr fort, ihre Hand zu streicheln. „Nun, was wollte denn die Mama?“

Ingeborg blickte hastig auf. Der halbkläuternde Ton, die blinzelnden Augen unter den zusammengezogenen, weißen Brauen und das mythische Lächeln um die dünnen Lippen verrieten ihr, daß er glaubte, sie sei gekommen, um seine Hilfe in irgend einer Weise für ihre Eltern zu erwirken. Sie wußte, daß ihr Vater sich einer Geldangelegenheit wegen mit dem Onkel veruneinigt hatte.

Dieser Verdacht entfachte mit einem Schlage ihren ganzen Stolz. Sie erhob sich schnell und legte ihr kleines Paket auf den Tisch. „Ich wollte dir nur etwas wiederbringen, Onkel Paul, was — was dir gehört.“

Er sah überrascht aus, entfernte das Papier, hob den Deckel der Schachtel auf, konnte aber immer noch die Absicht nicht verstehen und sah bald die Schachtel, bald das junge Mädchen an.

Ingeborg war dunkelrot geworden; in atemloser Hast gab sie ihre Erklärung: „Es war vor zwei Jahren auf Ernas Hochzeit, du hastest das da genommen, stelltest es dann aber auf die Etagere, und ich tauschte es gegen mein Stück Konfekt um, das ich nicht so gern mochte. Und nun will ich es nicht mehr haben, nicht weil ich meine, daß du dir etwas daraus machst, sondern weil — weil . . . Und dann — und dann — lieber Onkel, verzeih mir.“ Es war zu viel für sie gewesen. Sie brach in Thränen aus. Große Tropfen fielen auf den Schreibtisch nieder.

„So, so,“ sagte Onkel Paul, nachdem er sie eine kleine Weile betrachtet hatte, dann streichelte er ihre Hand von neuem. „So, so!“ Etwas andres zu sagen, war ihm unmöglich.

„Adieu!“ flüsterte Ingeborg mit vor Schluchzen ersticker Stimme.

„Nein, nein, warte einen Augenblick! Ein Glas Wein sollst du doch haben, mein Kind. Ein Glas Wein thut gut bei der Kälte. Zehn Grad hatten wir heute morgen. So, so!“

Und ohne sich an die Einwendungen seines kleinen Gastes zu kehren, schellte er, drückte dann Ingeborg in ihren Stuhl nieder, drehte aber den Lampenschirm so, daß der Schatten auf ihr Gesicht fiel. Und während das Mädchen aus und ein ging, zeigte er ihr Photographien und redete ihr lebhaft zu.

Und dann kam der Wein. Sie mußte mit ihm anstoßen, mußte ihr Glas leeren und dann noch ein halbes trinken. Dann erst durfte sie aufstehen. Er nahm ihre Hand zwischen seine beiden und streichelte sie, während er sie vom Kopf bis zur Sohle maß.

„Ja, ja, wie das alles heranwächst! Hum, hm! — Denke auch in Zukunft manchmal an den alten Onkel, Kind!“ Seine alten, knochigen, schrumpeligen Hände hielten sie eine ganze Weile.

Schließlich gab er sie frei. Durch den Salon und hinab auf die Straße eilte sie mit leichten Schritten. Und leicht ums Herz war ihr. So glücklich war sie seit langer, langer Zeit nicht gewesen! Sie hatte die ganze Welt lieb, alle Menschen, ja — Onkel Paul auch. Möchten die andern von ihm sagen, was sie wollten — sie hatte ihn lieb!

Und dann kam der Tag ihrer Konfirmation.

In ihrem langen, schwarzseidenen Kleide stand Ingeborg da, bereit mit den Eltern zur Kirche zu fahren.

Wie es die Sitte mit sich bringt, hatte sie von den Eltern, von Verwandten und Freunden des Hauses eine Menge Geschenke erhalten, eine goldene Uhr von ihrem Vater und eine Brosche von der Mutter.

Sie hatte die Brosche angesteckt, sich aber ernstlich vorgenommen, heute nicht daran zu denken. Heute sollten alle ihre Gedanken der heiligen Handlung gehören.

Man war eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, als das Mädchen mit einem neuen Paket für das Fräulein kam.

Ingeborg öffnete es, ein Ei mit einer kostbaren Brillantbrosche fiel ihr entgegen. Daneben lag eine Visitenkarte. Der Spender dieses großartigen Geschenkes war niemand anders als Onkel Paul.

Der Vater runzelte die Stirn, als er die Karte sah. „Wenn du so denkst wie ich, Ingeborg,“ sagte er, „so schicken wir das Geschenk zurück. Es ist mit Sündengeld bezahlt.“

Sie stand da und betrachtete den Schmuck, ohne zu antworten. Dann aber schlang sie plötzlich die Arme um den Hals des Vaters. „Nein, nein, ich will die Brosche behalten. Nicht weil sie so schön und kostbar ist, sondern weil —“

Und dann umarmte und küßte sie die Mutter, während sie deren Brosche von ihrem Halse löste. „Verzeih mir, liebe Mama, aber ich möchte am liebsten heute die andre tragen.“

Und die Arme um den Hals der Mutter geschlungen, das erröthende Gesicht an ihrem Busen bergend, erzählte sie ihre kleine Geschichte von dem Schokoladentempel und Onkel Paul.

„Er hat mich verstanden,“ sagte sie, „und deswegen weiß ich, daß er doch besser ist, als wir geglaubt haben, und nun weiß ich auch, daß an allen Menschen etwas Gutes ist. Und deshalb will ich die ganze, ganze Welt liebhaben, und deshalb will ich heute auch seine Brosche tragen.“

Die Mutter küßte sie auf beide Augen. Sie nahm es nicht übel, daß ihr eigenes Geschenk zurückstehen sollte; sie wußte ja, daß das andre eine tiefere Bedeutung hatte.

Mittellos.

Erzählung von Meta Schoepp.

Nachdruck verboten.

Herr Schulz saß sorgenvoll vor dem großen, eisernen Kessel, der die Aufgabe hatte, das große Gaßzimmer zu erwärmen, und berechnete, wieviel Eimer Anthracit er während des Winters wohl verbrauchen würde, wenn dieses Ungetüm von Ofen an einem einzigen Morgen schon drei verschlang. Er war im Grunde sehr für Wärme; wenn er sie aber in so haarsträubender Weise bezahlen sollte, wurde er ungemüthlich. Es waren eben zu große Anschaffungen gemacht worden. Da z. B. der neue Wurstföcher. Seine Frau meinte, er wäre notwendig, wegen allen Komforts der Neuzeit. Aber wer hat früher an Wurstföcher gedacht? Und es war doch gegangen. Ein Vermögen wurde für diesen ewigen Komfort ausgegeben. Aber daß es wieder einkommen mußte, daran dachten die Gäste nicht.

Er war recht übler Laune, und sie wurde durchaus nicht gemildert, als seine Frau sich zu ihm setzte und ebenfalls gedankenvoll in die rote Glut sah. Sie war bis jetzt in der Küche gewesen. Ihr rundes, volles Gesicht mit dem starken Doppeltinn war von der Hitze des Bratofens noch dunkelrot; und dunkelrot waren auch die bis zum Ellenbogen nackten, dicken Arme, die sie ermüdet auf die Knie gestützt hatte. Sie gab ihrem Eheherrn im Umfang um nichts nach, und sie hörte es gern sagen, daß sie gut zu einander paßten.

Sie schielte zu ihm hin, neugierig, warum er denn schon wieder brumme. Nun hatte er seinen Ofen, und nun war's doch wieder nicht recht. Oder ob er vielleicht auch daran dachte? „Du,“ sagte sie und stieß ihn mit der Schulter, „was soll denn nun werden? Bezahlt hat er heute auch nicht.“

Herr Schulz fuhr auf. „Heute auch nicht? Es war doch der Termin.“

„Habe ich ihm auch gesagt. Aber da hat er mich so komisch angesehen, und dann habe ich ihm doch Mittagbrot gegeben.“

„Angeschrieben?“

„Natürlich angeschrieben. Aber das Anschreiben bringt nichts ein. Die ganze vorige Woche hat er nichts von mir bekommen. Satt wird er wohl auch nicht gewesen sein. Wenn er nun noch krank wird, habe ich mir gedacht —“

Sie sahen sich ängstlich an.

„Und er ist so ein hübscher Mensch,“ schloß sie seufzend. „Und Klavierspielen kann er auch,“ meinte ihr Gatte träumerisch.

Offenbar war er von einem angenehmen Gedanken besetzt. „Was meinst du, Alte, wenn ich ihm sagte —“

Augenblicklich hatte sie ihn verstanden. Doch zweifelnd schüttelte sie den Kopf. „Ich glaube, er thut's nicht.“

„Was? Er thut's nicht? Freuen soll er sich —“

„Na ja; aber er ist immer ein feiner Herr. Studiert hat er sogar, und wenn er seinen Frack an hat —“

„Aber er soll! Und wenn er den feinen Leuten aufspielt, kann er's hier auch. Erst recht hier, weil er Schulden hat! Ich werde mal ein ernstes Wort mit ihm sprechen,“ fügte er würdevoll hinzu.

„Na, dann sage ihm doch auch wegen der Bücher. Rechnen kann er gewiß, und die paar Briefe wird er dir schon schreiben.“

Ein Droschkentaxi fuhr kam die Stufen zum Frühstückseller hinab und verlangte einen Nordhäuser. Es entspann sich ein Gespräch über das Wetter und die Politik; dann wurde Frau Schulz in die Küche gerufen, und für diesen Abend fand sich keine Gelegenheit mehr, die wichtige Angelegenheit zu überlegen. Es kamen fortwährend Gäste, und Herr Schulz war ein viel zu guter Wirt, als daß er sich in ihrer Gegenwart mit seinen eigenen Sorgen beschäftigen hätte. Aber in seinem Innern war er fest entschlossen, den jungen, talentvollen Mann, der ihm nun schon seit einem Vierteljahr die Miete schuldig geblieben, für sein Geschäft als sogenannten Geschäftsführer honoris causa zu engagieren.

Hans Bürger hatte natürlich keine Ahnung, welch großes Glück das Schicksal in seinem Schoße für ihn barg. Er zerbrach sich in dem engen, dürrig möblierten Hinterzimmer den Kopf, wie er es anfangen sollte, um mit zwei Klavierstunden wöchentlich, fünfzig Pfennig jede, sein Leben zu fristen. Schwer lag's ihm auf der Seele, daß Frau Schulz ihm heute ein Mittagbrot zu mindestens einer Mark vorgelegt, was sie übrigens nicht angeschrieben hatte. Er hatte ihr gar zu hungrig ausgesehen, und Hunger war für sie das Schrecklichste, was es geben konnte. Aber er wußte das nicht und machte sich Sorgen um diese Mark. Wie lange würden sie ihm denn noch Obdach gewähren? Sie waren ja Leute in ganz guten Verhältnissen; sie entbehrten nichts, auch wenn er ihnen die Miete schuldig blieb. Aber ob er sie ihnen überhaupt bezahlen konnte?

Er machte sich bereits bittere Vorwürfe, daß er der Frau Rechtsanwältin neulich so entgegengetreten war. Vielleicht wußte sie's nicht besser. Und wenn's dem vorigen Klavierlehrer recht war, allein im Nebenzimmer Abendbrot zu essen, wofür er dann den Unterricht zu erteilen hatte, konnte auch er seinen Stolz zu Hause lassen. Aber er vermochte nun einmal nicht, sich zu beherrschen, der Hochmutsteufel mußte wohl noch in ihm stecken. Welch leidenschaftliche Gemüthung hatte es ihm gewährt, seine Meinung der Frau gerade heraus zu sagen . . . Und hinterher!

Ein Unstern mußte über ihm walten. Wohin er kam, wo er sich auch melbete — immer war die Stellung schon besetzt. Und doch durfte er sich mit gutem Gewissen sagen, daß er nichts unverlucht gelassen. Auf jedes Injuriat meldete er sich, und von seinem Lebenslauf lagen schon wieder zwölf Kopien bereit. Er hatte gehofft, mit seinen vier Semestern Philologie eine Hauslehrerstelle erhalten zu können. Vergessens. Einem schwerfälligen Sekundaner hatte er den Sprung zur Prima erleichtert und war zum Dank dafür mit einem sehr gefühlvollen Abschiedsbrief beehrt worden. Und ein Quinaner, der ein einziger Sohn und der Spielgefährte eines wirklichen Grafen war, beklagte sich bei seiner Mutter, die natürlich auch eine sehr feine Dame war, daß der Hauslehrer ihn „du“ nenne und ihm geraten habe, sich nicht so stark zu parfümieren. Einen so ungebildeten Menschen konnte man in einem so vornehmen Haus natürlich nicht als Erzieher seines einzigen Sohnes brauchen, und die Dame bedauerte, ihn nicht einmal empfehlen zu können.

Und mit den Klavierstunden war's noch ärger. Es wurde ihm gleich beim Anfang gesagt, daß man auf Tonleitern,

Sonaten und Uebungen verzichte und nur wünsche, daß das Kind „ein bißchen klümpere“. Und er, der feine empfindende Musiker, tief nach den ersten drei Stunden krank an Leib und Seele davon, und die Musikbarbaren schimpften noch hinter ihm her.

Aber Not bricht Eisen. Er hatte allmählich gelernt, seine Meinung für sich zu behalten; er that, was man von ihm wollte, und bei dem Bäcker, dessen Töchterchen jetzt seine einzige Schülerin war, achtete er sogar manchmal noch auf den Kinderwagen und bedankte sich, wenn er dafür eine Tasse Kaffee bekam. Aber davon konnte er doch unmöglich leben.

Und Klavierspieler —!
Das Blut stieg ihm zu Kopf. Es war in dem Kreise gewesen, dem er früher selbst angehört. Sogar einstige Studien-genossen hatte er unter der festlich gekleideten Menge gewahrt. Wollte Gott, es hätte ihm einer die Hand gereicht, es hätte einer gefragt — wie geht's dir? Erstaunt, nein, beleidigend hatten sie ihn angesehen, und als der Gastgeber ihm das Honorar zahlte, sagte er ihm, daß er leider gezwungen sei, fernerhin auf seine Dienste zu verzichten. Einige der Herren seien peinlich berührt worden, ihn in dieser Lage zu sehen. Er konnte das verstehen. Es waren gar so feinsühlende junge Leute.

Aber was sollte werden? ...
Er hatte keine Verwandte; der Tod seiner Eltern hatte ihn gezwungen, das Studium aufzugeben, und die Hinterlassenschaft fiel einer Schwester zu, mit der er sich nie vertragen, die ihm sogar feindlich gegenüberstand. Er wäre lieber verhungert, als daß er sie um Hilfe gebeten. Er hatte davon geträumt, in der Musik Großes zu leisten. Ein guter Unterricht und natürliche Begabung hatten ihn zu einem brillanten Spieler gemacht. Auch verschiedene recht hübsche Lieder, Mazurkas und Gavotten hatte ein Verlag von ihm angenommen; der Gewinn sollte jedem zur Hälfte zufallen. Kam er aber dorthin, um sich zu erkundigen, so wurden ihm mißlaunige Antworten zuteil. Zwei Exemplare waren verkauft; man wollte nichts mit einem Manne zu thun haben, der es noch nicht einmal verstanden hatte, sich einen Namen zu machen. Und seine kleine Oper — mit tausend Hoffnungen hatte er sie komponiert und nun, nach zwei Jahren, mußte er sich sagen, daß es am besten sei, sie zu begraben.

Und was sollte werden? ...
Stundenlang hatte er nun im Dunkeln gefressen und ge-grübelt. Frau Schulz hatte ihm ein für allemal gesagt, daß er ins Gastzimmer kommen müsse, wenn er Licht haben wollte, das hieß, er sollte etwas verzehren. Gern hätte er das gethan; aber bezahlen? Woher sollte er's bezahlen?

Es hungerte ihn. Er war ganz elend und krank vor Hunger. Er fühlte, wie alles in ihm sich krankhaft, schmerzhaft zusammenzog. Daß er es sich nicht abgewöhnen konnte, um diese Stunde den fürchterlichen Appetit zu bekommen! In solchen Stunden dachte er nicht mehr an die Kunst, an verletzten Stolz und immer noch lebendes Gyrgefühl — in solchen Stunden dünkte es ihn das Höchste, sich satt essen zu dürfen. Da sah er gedeckte Tafeln, dampfende Braten, warme, gemüthliche Zimmer, und er stand davor und starrte gierig auf die Herrlichkeiten, an denen er keinen Theil nehmen durfte. Ja, in solchen Stunden erwachte die Bestie in ihm. Er hätte morden können; die Grausamkeit des Wolfes fühlte er in sich aus Hunger, und der Haß gegen die Satten erwachte dann. Ausgestoßen fühlte er sich von jenen, die nichts von ihm unterschied als das Brot, dessen sie sich erfreuten. Er spottete der vollstimmlich gewordenen Gerechtigkeit, er verstand das unzufriedene, murrende Volk — und doch fühlte er sich getrennt auch von dieser Menge. Denn auch diese verachteten ihn, wenn er kein Geld hatte.

Hans Bürger verbrachte eine schreckliche Nacht; bald wachend, bald träumend sah er sich von tollen Gesülben seiner Phantasie verfolgt. Und hatte er das Grauen von sich abgeschüttelt, so nagte der Hunger in seinen Eingeweiden, und mit Entsetzen erinnerte er sich, daß er nur fünfzehn Pfennig noch besitze, von denen er drei Tage leben mußte, drei Tage! Und wozu diese drei Tage? Um weiter zu hungern; um den leeren Magen mit Brot und Wasser und als besonderen Lederbissen mit Rümmeleise zu stopfen. Und dann? ...

Weiter kam er nicht. Dieses „Und dann“ stellte sich drohend hinter alles, was er begann. Wie ein Ungeheuer lauerte es hinter der Vadenthür, hinter der er sich ein Stück Fleisch kaufen wollte; hinter dem Bogen Papier, den er an einen reichen Menschenfreund richten wollte; hinter jedem Gelächte, zu dem die Verzweiflung oder die Jugend ihn drängte. Und wie nun die Sonne aufging und die schwarzen Schatten im Hofe einer grauen Dämmerung wichen, da schluchzte er wild auf vor diesem trostlosen „Und dann?“

Herr Schulz war morgens gewöhnlich übel gelaunt. Er ärgerte sich jedesmal, daß er aufstehen mußte, wenn es ihm am wenigsten paßte. Die schönste Zeit des Tages war's für ihn, in seinem Federbettgebirge zu liegen, während seine Frau Kaffee kochte, die Arabesken an der weißgetünchten Decke zu zählen oder darüber nachzudenken, wieviel Seidel Bier die einzelnen Gäste am vorigen Abend getrunken. Nahm ihm dann seine Frau, um ihn aus seiner Lethargie zu wecken, das Deckbett fort, so gab's jedesmal argen Pant; aber er stand doch auf. Heute bedurfte es eines solchen Zwangsvorgehens nicht. Seine Frau war ganz erschrocken, ihn bereits mit der Haarbürste beschäftigt zu sehen, als sie aus der Küche kam; seit Jahren fürchtete sie wegen seiner Beleidigung einen Schlaganfall.

„Dir ist doch wohl, Männe?“ fragte sie besorgt. Wer sollte das Geschäft führen, wenn er krank wurde.
Zu ihrem noch größeren Staunen aber war er sehr vergnügt, und als er seinen Scheitel zu seiner Befriedigung durchgezogen hatte, teilte er ihr die Ursache seines befremdlichen Thuns mit.

„Ich sag's ihm heute. Du kannst ihm nachher ein ordentliches Frühstück zurecht machen, und das setzt du ihm an den runden Tisch neben den Ofen. Das brauchst du nicht anzuschreiben, und wenn er nicht will, sagst du einfach, ich habe heute Geburtstag — na, was machst du denn für ein Gesicht?“

„Ach, Männe, das kommt mir so vor, wie der Esau mit dem Linsengericht —“
Erst sah er sie fragend an; aber dann wettete er los. Was denn so einem jungen Manne einfiel! Und ob er sich dächte, die gebratenen Tauben flögen nur so herum? Und wer nicht arbeite, der brauche auch nicht zu essen, und was der-



Denker- und Dichterworte.

Nachdruck verboten.

Zwei Erziehung werden jedem Menschen zu teil: eine die er von andern empfängt, und eine, die er sich selbst giebt; letztere ist die wichtigere. Gibbon.

Durch unser Beispiel müssen wir der Menschen wankenden Glauben an das Gute wiederum fesseln, sonst ist die Tugend nur ein Spiel der Schule. J. M. v. Klingler.

Kleider machen Leute. In diesen drei Worten liegt eine unerlöschliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Rabener.

Das Moralische versteht sich immer von selbst. Friedr. Theodor Visser.

Weil die Menschen sehr geneigt zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind und gemeinlich das, was um fünf Uhr morgens geschehen sollte, erst um sechs Uhr geschieht, so kann man sicher darauf rechnen, daß man die Oberhand in einer Sache behält, wenn man alles ohne den geringsten Verzug unternimmt. Lichtenberg.

Nicht Genussregeln, sondern Naturgesetze! Nicht tote Sprachen, sondern lebendige Körper! Nicht Bücherstudium, sondern Beobachtung und Experiment! Preyer.

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an: er heißt Mut. E. Wagner.

Grobheit — geistige Unbeholfenheit.

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren: vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Man verliert mehr Freunde durch Wohlthaten, als man durch Dankbarkeit gewinnt. Zhieme.

Nicht derjenige ist der Älteste, der von der Wiege am weitesten entfernt, sondern der, welcher dem Grabe am nächsten steht. Zokai.

gleichen Schmeicheleien mehr sind. Es bedurfte der ganzen Verehrtheit seiner gutherzigen Frau, um ihn zu beruhigen, und nachdem sie noch versprochen, alles zu thun, was er wollte, zog er sich brummend und murrend ins Gastzimmer zurück.

Hans Bürger war aufs Höchste betroffen, als die Einladung seines Wirtes durch das Küchenmädchen an ihn erging. Er war darauf gefaßt, eine Kündigung zu erhalten und wegen seiner Unpünktlichkeit im Zahlen grobe Worte zu hören. Auch das noch. Ein knurrender Magen und obdachlos — das bedeutete wohl den Schluß der Tragödie. Mit zitternden Händen vollendete er seine Toilette und ging hinüber in das warme, gemüthliche Gastzimmer.

„Der Herr hat Geburtstag,“ sagte das Mädchen, „und das sollen Sie essen.“

Er meinte nicht recht gehört zu haben und starrte sie aus den tiefgelegenen Augen verständnislos an. Aber sie blieb dabei und drängte ihn auf seinen Platz. Der Dampf von gebratenem Fleisch, frischen Kartoffeln und Gemüse stieg vor ihm auf. Er hatte eben stolz ablehnen wollen, jetzt war er unfähig dazu. Eine rauchende Bier überfiel ihn, machte ihn fast sinnlos. Er setzte sich, und mit dem letzten Aufwand seiner Energie zwang er sich zu einem heiseren „Danke“. Er war glücklich, allein zu sein; so brauchte er sich doch nicht zu schämen, daß er nichts auf den Teller ließ; so sah doch niemand, daß er von einem Tier durch die dargereichte Nahrung wieder zum Menschen geworden.

Er rechte sich, die Lebenslust nahm Besitz von ihm. Auf einmal sah er seine Lage nicht mehr so schwarz wie noch vor zehn Minuten. Warum sollte er nicht doch einmal Glück haben? Er hatte sich als Lehrer für eine Musikschule gemeldet und noch keine Antwort erhalten. Aber seine Kompositionen hatte er mitgeschickt. Warum sollte er schon jede Hoffnung fallen lassen? Hatten nicht die meisten Künstler mit Sorgen und Not zu kämpfen? Und was hatte er vor jenen voraus?

Herr Schulz fand ihn durchaus nicht so demüthig, wie er erwartet. Und obgleich er noch eben von „dem armen Schlucker“ gesprochen, fand er jetzt doch nicht das rechte Wort, sein Anerbieten anzubringen. Auch ärgerte es ihn, daß er nicht das geringste Dankeswort zu hören bekam. Fast bereute er seine Großmut. Er war überzeugt, daß er vernünftiger gehandelt hätte, wenn er ihm erst später zu essen gegeben! Aber wer kann auch an alles denken?

Er machte ihn mit den Annehmlichkeiten des neuen Ofens bekannt, etwa wie ein Fürst, der sein Schloß zeigt; ging von da auf die schwere Zeit und den Wurstkocher über; sprach von den Hindernissen, die sich einem jungen Mann heute entgegenstellen, der nach Reichtum und Ehren trachtet, und fragte ihn dann ohne Umstände, ob er in sein Geschäft treten wolle. Er sollte die Musik und das Schriftliche übernehmen, „und wenn mal was passiert, daß Sie dann gleich zur Hand sind.“

Hans meinte zu träumen. Das wagte man ihm zu bieten? Dieser Budiker einem Manne wie ihm? Mit seinen Kenntnissen, seiner akademischen Bildung! Weil er die Miete nicht gezahlt, weil er ab und zu bei ihnen gegessen —!

„Was die Kost betrifft,“ fuhr Herr Schulz wohlgefällig fort und legte neue Kohlen auf, „so kennen Sie sie ja. Na, und daß wir Sie gut behandeln — da können Sie sich auch drauf verlassen. Meine Frau ist ja ganz weg von Ihnen. Na, wollen Sie?“

Hans mußte sekundenlang seine Empörung bekämpfen, um dem Mann nicht eine Grobheit zu sagen, die ihn ein für allemal zu seinem rücksichtslosen Feinde gemacht hätte. Er mußte die ganze Bitterkeit dieses Augenblicks übersehen, wenn er nur eine einigermaßen freundliche Antwort geben wollte.

„Es geht nicht, mein lieber Herr Schulz, es geht wirklich nicht,“ sagte er, ohne zu bemerken, daß dessen Stirnadern bei

diesen in etwas herablassendem Tone gesprochenen Worten bedenklich schwoilen. „Ich stehe vor einer für mich äußerst wichtigen Entscheidung, die mir, bevor sie gefallen, verbietet, auch das glänzendste Anerbieten anzunehmen. Sie werden verstehen, Ihr Vertrauen ist mir äußerst schmeichelhaft —“

„Na, dann nicht!“ sagte Herr Schulz pazig, erhob sich und ging ins Wohnzimmer zurück, wo er seiner erwartungsvoll harrenden Frau eine fürchterliche Strafpredigt, betreffend die Grobheit gewisser junger Leute, hielt.

Hans Bürger verließ mit finster gefalteter Stirn und der Miene eines Cäsar das Kellerlokal. Er lachte einigemal zornig vor sich hin, rieb sich die Stirn, rannte einige Menschen fast um und kam um eine Stunde zu früh beim Bäcker an. Als er in den Laden trat, kam die Frau ihm verlegen entgegen. Sie hätten eben zu ihm geschickt, damit er vorläufig nicht komme. Das Kind hätte sich überanstrengt, müsse einige Zeit geschont werden. Wenn es wieder ganz auf dem Posten war, wollten sie ihm schreiben. Das Honorar für den letzten halben Monat wollte sie ihm gleich mitgeben, der Einfachheit halber.

Lächelnd hörte er zu, lächelnd nahm er die zwei Mark in Empfang, wünschte sogar gute Besserung und ging. Er ging eine ganze Stunde, nur von dem einen Gedanken erfüllt, daß es nun aus sei. Seine Hoffnungen, die der gesättigte Magen in ihm geweckt, waren nach diesem neuen, unvermuteten Schlage völlig verschwunden. Er sah nichts als Verzweiflung um sich her.

Und nun begann auch vom Himmel herab ein feiner, kalter Regen zu fallen, der die Straßen bald grau und schmutzig aussehen machte. Die Menschen eilten mißlaunig an ihm vorüber; die Masse drang durch seine dünne Kleidung, sodaß er sich bald vor Kälte schüttelte. Und auf einmal stand er vor einem eleganten Kaffeehaus und sah gierig durch die Scheiben. Jetzt den wärmenden, duftenden Trank! In diesem Augenblick kannte er nichts Kostbareres.

Und dann? fragte etwas höhnisch in ihm.
Pah — und dann? Es bligte wild in seinen Augen auf. Stolz warf er den Kopf zurück, und nach wenigen Minuten schwelgte er in dem Genuße des lang entbehrten, starken Getränks. Er wollte nicht zu Tode hungern. Mußte es schon sein, so wollte er doch nicht wie der gemeinste Bettler sterben. Ein Galgenhumor kam über ihn. Er ließ sich die französischen Witzblätter kommen und lachte laut über einige übermüthige Karikaturen. ... Als er das Kaffeehaus verließ, besaß er noch zwanzig Pfennig.

Es war fast Mitternacht, als er, eine lustige Melodie pfeifend, in seinem Quartier ankam. Aber als er dann in seinem dunklen Hinterstübchen saß, drang der ganze Schrecken der Gegenwart auf ihn ein. Er warf sich aufs Bett, verschränkte die Arme unter dem Kopf und starrte in die Finsternis.

Und machte dabei seine Rechnung mit der Welt.
Da klopfte es leise. Auf sein unwirtliches Herein kam das Mädchen mit einer Lampe und einem Teller voll Pellkartoffeln. „Die Frau läßt schön grüßen, und den Hering bringe ich noch.“

Er sagte nicht Dank; er stand auch nicht auf, und das Mädchen verließ vor seinem starren Blick ängstlich das Zimmer. Aber er setzte sich auf, todesmatt und doch wie befreit. Und aus seinen brennenden Augen rang sich eine Thräne, wie er sie nie in seinem Leben noch geweint. Es war der Abschied von seinen stolzen Idealen, es war das Glück, länger noch einer Welt angehören zu dürfen, die er so sehr liebte.

Dann ging er selbst zu Herrn Schulz. Diesmal bat er, und der Wirt war gutmüthig genug, es ihm nicht zu schwer zu machen.

Hinter dem schwärzlichen Vadenfisch hat er dann sein Talent zu Grabe getragen.

Häusliche Kunstarbeiten.

Nachdruck verboten.

Papierkorb mit Brand- und Buntmalerei.

Wohl in keiner Technik erzielt man bei Verwendung einfachsten Materials mit geringer Mühe so überraschende Wirkungen wie bei der noch immer sehr beliebten Brandmalerei, die, namentlich in Verbindung mit leichter Buntmalerei, in der That eine dankbare und zugleich interessante Arbeit bietet. Auch der hübsche, 47 Cent. hohe Papierkorb aus weißem Holz, der an den vier oben 2 1/2, unten 1 1/2 Cent. breiten Wänden von graziosen, im Kokostift gehaltenen Ornamenten rahmenartig begrenzt ist, wird durch Brandmalerei wirksam verziert. Der Rand ist, wie aus der Abbildung ersichtlich, mit dichten Punkten dunkel eingebrannt, während den weichen Mittelgrund vier verschiedene, anmutig geordnete Blumensträuße schmücken, die, sorgfältig mit dem Brennstift schattiert und in den natürlichen Farben leicht ausgemalt, sich kräftig von dem hellen Grunde abheben. Welchen wechseln mit Feldblumen, Heckenrosen und großen Sternblumen ab; die kleinen Blüten in den Ornamenten sind in Rosa, Mattblau und Hellgelb gehalten. — Nach Uebertragung der Muster, wozu am besten Graphitpapier verwendet wird, markiert man zunächst sämtliche Konturen mehr oder minder stark mit dem Brennstift, schattiert, nach Geschmack Licht und Schatten verteilend, die verschiedenen Sträuße und schraffiert den Hintergrund mit feinen, sich kreuzenden Strichen. Schließlich führt man die Malerei möglichst flott und leicht mit Aquarellfarben aus und wachst dann die Flächen in bekannter Weise.

Hocker mit Brandmalerei und farbig gebeiztem Grunde.

Das einfache, kunstlose Gestell des Hockers kann jeder Tischler leicht aus 1 1/2 Cent. starkem, weißem Holz anfertigen. Mit dem Brennstift in wirkungsvoller Weise verziert und zum Teil dunkelgrün gebeizt, verwandelt sich der Hocker in ein reizendes, salonsfähiges Möbel. Die Ausführung der Brandmalerei auf weißem Grunde, die auf dem farbigen Sitz und an den gekreuzten Füßen des Hockers scheinbar wie Intarsia-Arbeit wirkt, bietet einigermaßen geübten Händen keinerlei Schwierigkeit; nur ist ein peinlich genaues Innehalten der Konturen, sowie eine sorgfältige Schattierung zur Erzielung einer tadellosen Arbeit unerlässlich. Der 36 Cent. große, leicht gewölbte Sitz des Hockers ist mit einem etwa 7 Cent. hohen Rande versehen, an dem innen die 7 Cent. breiten, kreuzweise durch einen Holzstab miteinander verbundenen Füße durch Schrauben befestigt sind. Nach Uebertragung der Muster, wobei auch der Rand des Hockers zu karieren ist, führt man zunächst die Brandmalerei aus, beizt dann den Hocker in der Weise, wie es die Abbildung zeigt, dunkelgrün und überzieht zuletzt sämtliche Teile mit Wachs.

Serviertisch in neuer Form mit drei Platten in Brandmalerei.

Noch immer erfreuen sich altertümliche Formen eines großen Vorzugs. Das gilt namentlich von den verschiedensten Schmuckmöbeln, die, in mannigfacher Art und in den vielseitigsten Techniken verziert, künstlerischen und praktischen Wert vereinen. In Form und Ausschmückung gleich apart und vornehm erscheint z. B. der hübsche Serviertisch, dessen verschieden große Platten aus gelbem Holz reich mit Brandmalerei geschmückt sind, die wie eine kunstvolle Intarsia-Arbeit wirkt. Das 84 Cent. hohe Gestell des Tisches besteht aus vier zierlich gedrehten, oben weit geschweiften Füßen (aus dunkelpolierem Holz), die in einer Höhe von 23 und 44 Cent. mit zwei verschieden großen Platten und oben durch zwei Leisten miteinander verbunden sind. Die dritte, mit poliertem Rande versehene größte Platte liegt nur lose auf diesen Leisten und wird durch die übergreifenden Füße derartig gehalten, daß man sie leicht abheben und in sehr praktischer Weise gleichzeitig als Tablett und Servierbrett benutzen kann. — Zur Herstellung der für den Serviertisch bestimmten Brandmalerei überträgt man die Muster, die in schöner, schwungvoller Zeichnung im Kokostift gehaltenen Ornamenten in Verbindung mit üppigem Kiefenmoos zeigen (vergl. die Abbildungen), auf etwa 1 1/2 Cent. starke, entsprechend große Platten. Als dann markiert man die Konturen mit breiten, kräftigen Strichen und schattiert die Blumen und Ornamente mit größter Sorgfalt und weicher Abtönung. Den freien Außenrand der Platten hat man mit stachen Punkten dunkel einzubrennen, die Platten sodann zu überwaschen oder mit Polierlack zu beziehen und zuletzt den Rand dunkel zu polieren.

Bezugsquelle: Frau Katharina Rey, Berlin W., Leipzigerstr. 30. Die Mustervorzeichnungen für den Papierkorb und den Hocker sind für je 50 Pf., für den Serviertisch für 1 M. durch unsere Expedition zu beziehen.

Besuchstoilette.

Hierzu das Titelbild Seite 505.

Zu Besuchen von Ausstellungen, Gemädegalerien u. s. w. vorzuziehlich geeignet ist die geschmackvolle Toilette auf der Titelseite unseres Blattes. Für den Rock und das Zäckchen, die mit dunkler getönten Sammetapplikationen verziert sind, ist naturgrauer Doppelfaschmir, für die sehr krause, leicht über einem faltigen, schwarzen Sammetgürtel sich haufende Bluse dagegen blau und malvenfarben schillernder Taffet verwendet. Außer mit der Sammetapplikation, die den Rock umrandet und an einer Seite pyramidenförmig emporsteigt, ist der Rock, wie aus der Abbildung ersichtlich, schopartig mit schwarzem Sammetband besetzt. Das Zäckchen hat Aufschläge aus cremefarbenem, mit schwarzem Sammetband garniertem Seidenrip. Die oben leicht puffy gearbeiteten Kermel haben unten pliffierte Seidenfrisuren, sowie einen zierlichen Besatz aus schwarzem Sammetband und Sammetapplikation. — Recht kleidbar ist auch der Hut aus naturgrauem Seidenfilz mit hohem, schmalem Kopf und gerader Krempe, die mit schwarzem, schmalem Sammetband eingefasst ist. Den Kopf umgibt grauer Sammet, und seitlich ist ihm ein Kuff schattierter Straußfedern angefügt. Unterhalb der Krempe befinden sich an einer Seite ein paar Rosetten aus schmalem, malvenfarbenem Sammetband.

Bezugsquelle: Paris, Mme. Brun-Cailleux, 48 rue de la Victoire.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ulstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu koloriertes Modenbild „November“ und Seite 513—516.

Beschreibung des kolorierten Modenbildes „November“.

Unser heutiges, koloriertes Modenbild „November“ zeigt zwei sehr hübsche und ganz neue Toiletten für Bälle, Diners, Hochzeitsfestlichkeiten u. s. w. Die erste, zart und jugendlich wirkende Toilette mit ausgeschnittener Taille und langen, ungefüllten Ärmeln — eine Mode, die sich namentlich für jüngere Damen mit noch wenig vollen Armen empfiehlt — ist aus rosa Gaze lose über einem gleichfarbigen Unterleid gearbeitet und am untern Rande mit einer Gazerijsche begrenzt. Die in lose Querfalten geordnete, hinten geschlossene Blusentaille wird von einem breiteren Gazebolant begrenzt, der sich seitlich jabotartig bis zum Taillenabschluß hinabzieht und hier unter einer Rosettenschleife endet. Der faltige Gazegürtel wird hinten durch eine volle Schleife und lange, mit Gazekräusen und -frisuren geschmückte Enden geschlossen. Die unten mit Bolants versehenen, faltigen Gazearme haben an den Schultern kurze, bauchige Puffen. An einer Seite ist der Ausschnitt der Taille mit einer flott gebundenen Schleife aus Atlasband, an der andern Seite mit einem hübschen Strauß von Chrysanthemem geziert.

Auch die zweite Toilette aus leichter, grüner Seide ist sehr geschmackvoll und kleidbar. Sie besteht aus zwei lose aufeinander ruhenden Röcken, deren unterer mit Plifflés aus Seide und Seidengaze begrenzt ist. Der obere ist aus schmalen, seidenen, nach oben sich zuspitzenden Teilen und elfenbeinfarbenen Spitzeneinsätzen zusammengesetzt und bildet unten mit krauser Spitze begrenzte Patten. Die Blusentaille ist in gleicher Weise gearbeitet, nur sind die seidenen Teile hier gerade geschnitten. Sie ist mit dem Rock durch einen weißfarbenen Bandgürtel verbunden, der hinten mit langer Schleife geschlossen wird. Den Ausschnitt der Taille umgeben eckige, mit Spitze und Einsatz begrenzte Patten, denen sich eine leichte, durch Strahspangen zusammengehaltene Gazedraperie anschließt. Die kurzen Puffärmel bestehen aus Seide.

Bezugsquellen: Berlin, Herrmann Gerson. Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Der Versuch, den der Letzteverein gemacht hat, um der Frauenwelt den juristischen Bureaubienst zu erschließen, scheint guten Erfolg zu haben. Von den zehn Damen, die den ersten Kursus durchgemacht haben, erhielten acht sofort Stellung. Sie beziehen bei durchschnittlicher Arbeitszeit von täglich acht Stunden ein Monatsgehalt von 80 bis 90 Mark, also etwa so viel, wie die Post bei achtsündiger Arbeitszeit an die Telephonistinnen zahlt. Der Lehrkursus dauert sechs Monate und beginnt am 1. Oktober und 1. April.

Am königl. Luisengymnasium zu Berlin haben kürzlich wieder drei Schülerinnen der „Gymnasialkurse für Frauen“ die Gymnasial-Reifeprüfung bestanden.

Frl. Dr. Barbara Burbo, früher Assistentin an der Augenklinik des Dr. Wiskerkewicz in Posen, ist als Ärztin an den Hof des Schah von Persien berufen worden.

An der philosophischen Fakultät der Wiener Universität haben sich im Oktober d. J. die ersten Damen als Hörerinnen einschreiben lassen. Gleichzeitig hat die „Gymnasiale Mädchenschule“ ihre sechste, oberste Klasse eröffnet, deren Abiturientinnen zur Reifeprüfung an dem akademischen Gymnasium in Wien und hierauf zum Studium zugelassen werden.

An der Lütticher Hochschule hat kürzlich eine junge Dame, Frl. Marcelle Reus, das medizinische Doktorexamen bestanden, deren Bruder und beide Schwestern gleichfalls bereits als Ärzte thätig sind.

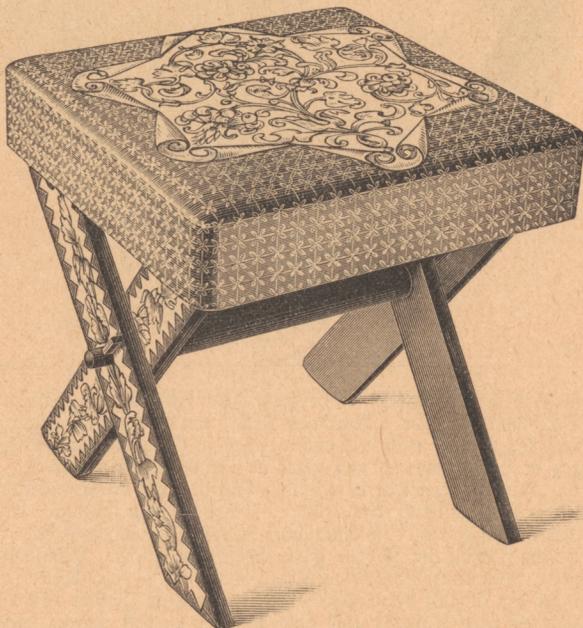
Das große medizinische Institut für Frauen in Petersburg ist, wie bereits an dieser Stelle kurz gemeldet, im Oktober d. J. eröffnet worden. Die Anstalt, deren Bau im Juni vorigen Jahres in Angriff genommen wurde, umfaßt drei große und mehrere kleinere Gebäude. Das vier Stockwerke hohe Hauptgebäude liegt mit einer 210 Fuß langen Front an der Archiereiskajastraße und hat 70 bis 140 Fuß Tiefe. Hier befinden sich drei große Lehrsäle und die 21 Fuß hohe Aula, ferner eine Anzahl Kabinette und Laboratorien für Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Histologie, allgemeine Pathologie und Hygiene, die große Bibliothek und die Wohnung des Direktors. Ein zweites, ebenfalls vierstöckiges Gebäude enthält unter andern den anatomischen Lehrsaal und anatomische Arbeitskabinette, sodann die Lehrräume und Kabinette für pathologische Anatomie, mikroskopische und bakteriologische Arbeiten und die Säle für operative Chirurgie. Hierzu kommen noch ein zweistöckiges und drei kleinere Wohnhäuser für verschiedene Beamte und Angestellte und eine Station für elektrische Beleuchtung, die 2400 Glühlampen, jede zu zwanzig Kerzen Stärke, zu speisen hat. Endlich ist noch zu einem Konvikt für 100 Hörerinnen der Grund gelegt worden. Die Zahl der bisher aufgenommenen Hörerinnen beläuft sich auf 165. Von ihnen haben 47 die höheren Frauenkurse absolviert, 17 die ehemalige Schule für Heilgehilfen besucht; der Rest besteht aus Gymnasialabiturientinnen und solchen Mädchen, die wenigstens die Abiturientenprüfung bestanden haben, ohne daß sie ein Gymnasium besucht hätten. Das Durchschnittsalter der Hörerinnen ist ziemlich hoch, nämlich 24 1/2 Jahre. Die Älteste ist 37 Jahre alt.

Die erste chinesische Ärztin, Dr. Su-King-Eng, hat in Amerika studiert und promoviert und ist jetzt in Futscher als Hospitalärztin thätig. Sie ist Christin und eine Dame von großer Klugheit und Thätigkeit.

Lotenschan. In Nagy-Apponyi starb Gräfin Sophie Apponyi-Sztaray, Palastdame der Kaiserin von Oesterreich, Mutter des ungarischen Hofmarschalls Grafen Ludwig Apponyi. In Berlin Frau Arens-Gaillard, geb. Hindenberg, die Witwe des Begründers der Arens'schen Stenographie. In Untergörsch bei Rodewisch die Jugendchriftstellerin Elisabeth Klee.



Papierkorb mit Brand- und Buntmalerei.



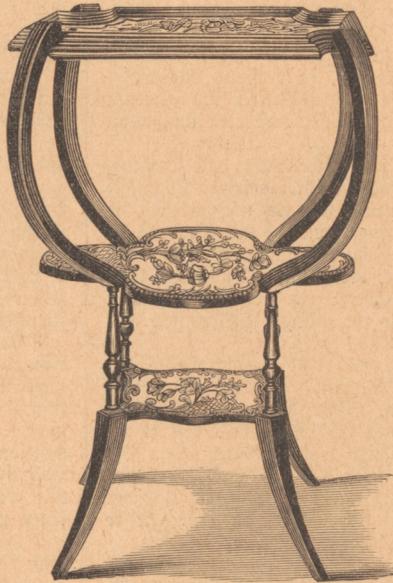
Hocker mit Brandmalerei und farbig gebeiztem Grunde, in orientalischem Geschmack.



Mittlere Platte des Serviertisches.



Unterste Platte des Serviertisches mit dunkel eingebranntem Rand.



Serviertisch mit drei Platten in Brandmalerei.



Oberste Platte des Serviertisches (zugleich Tablett).

Pariser Modeneuheiten.

(Hierzu Fig. 1-7.)

Die nachstehenden Abbildungen veranschaulichen drei geschmackvolle Ball- und Gesellschaftstoiletten, einen kleidsamen Ballumhang, zwei hübsche, einfache Tuchkleider und eine sehr aparte Haus-toilette.

Fig. 1 zeigt zunächst eine höchst einfache, aber ganz reizende Balltoilette für junge Mädchen aus hellrosig-lila Gaze, ähnlich der Farbe, aber noch durchsichtiger, wie man sie in den schönsten Exemplaren der Herbstzeitlohe findet. Die Gaze ruht auf einem gleichfarbigen Unterkleid. Den Rock umgiebt am Rande eine Gaze-tulle, deren Ansatz eine leichte Bandwindung deckt, die in bestimmten Abständen von Schleifen gehalten wird. Die ausgeschnittene Blusentaille schließt oben mit einer hübschen, durch eine Bandwindung geteilten Rüsche ab, von der aus sich fünf schmale, abgestufte Spitzenpatten auf die Vordertaille legen. Auf einer Schulter ruht ein Strauß weißer, gelblich abgeschatteter Rosen; ein zweiter Strauß steckt in dem seitlich mit hochstehenden Schleifen und langen Enden geschlossenen Gürtel aus Seidenband von der Farbe des Kleides. Die kurzen Ärmelrüschen enden in Rüschen mit einer Bandwindung.

Wie verschiedenartig die heutige Mode Blusentailen zu gestalten vermag, zeigt auch die hübsche Toilette aus rötlich-graumelertem Tuchstoff in Fig. 2; sie ist für Damen mittleren Alters bestimmt. Den leicht schleppenden, hinten in eine breite Tallsalte gelegten Rock — eine Form, die übrigens für diesen Winter vorherrschend sein wird — umrandet eine etwas dunkler getönte Sammetrolle, aus der sich in gleichmäßigen Abständen kurze, leicht gewellte Röllchen erheben, die unter flachen Goldknöpfen enden. Die vorn übereinandertretend geschlossene Taille ist ringsum



Fig. 1.

und mit gelbem Sammet, Spitze und Gaze garniert ist. Der mit Schleppe geschnittene Rock, der am untern Rande mit einer duftigen Rüsche von rosa Gaze abschließt, ist etwa 40 Cent. hoch in gleichmäßigen Entfernungen mit zierlichen Spitzenrosetten und Grelots von Goldperlen besetzt. Oben zieren ihn an beiden Seiten schofartig Applikationen von gelblicher, mit Goldperlen benähter Spitze, die sich vorn und hinten in übereinstimmender Weise in graziosen Ranken hinabziehen. Eine gleiche Spitzenapplikation schmückt die glatte Taille, deren Ausschnitt eine vorn zusammengefasste Draperie von rosa, mit Grelots verzierter Seidengaze umgiebt. Diese wird vorn teilweise durch Aufschläge von gelbem Sammet verdeckt, die mit Goldstickerei ausgestattet sind und sich auf den kurzen Puffärmeln zu edigen Epauletten gestalten.

Ueberaus vornehm erscheint die Toilette aus nilgrüner Seide in Fig. 5, deren leicht schleppenden Rock am untern Rande eine écoru-farbene, mit Gold ausgehäute Spitzenbordüre umgiebt. Oben ist der Rock ringsum in gleichmäßigen Zwischenräumen mehrmals eingereicht und mit der hinten zu schließenden, ausgeschnittenen Taille verbunden. Diese ist oben vorn und hinten leicht faltig arrangiert und mit einem Nieder von écoru-farbenem, mit Gold ausgehäutem Spitzenstoff überdeckt, dessen untere Zacken sich über die Reifsfalten des Rockes legen. Die kurzen

Ärmel sind mit nilgrüner, in Bindungen geordneter Seide bekleidet, die in der Mitte durch einen Knoten zusammengehalten wird.

Der sehr reich garnierte Ballumhang in Fig. 6 ist auf der Grundform von gelblichem Taffet mit einzelnen, etwas übereinandersfallenden Teilen von gleichfarbigem Ditoman überdeckt, sodaß er dadurch scheinbar aus fünf nach oben kleiner werdenden Pelerrimententeilen besteht, die am Rande mit schmalen Börtchen von Goldpassementerie besetzt sind. An beiden Seiten treten die Teile auseinander und lassen Einsätze von plissiertem, weißem Chiffon sichtbar werden, deren Ansatz in Bindungen geordnete, oben mit einem Knoten zusammengefasste Spitzenfrisuren decken. Schmale, mit Angorafranje abschließende Aufschläge von farbig gesticktem Ditoman, mit plissierten Chiffonfrisuren verziert, begrenzen den Umhang vorn an beiden Seiten, während er hinten mit einem hohen, innen mit Angorapelz bekleideten Medicistragen versehen ist.

Eine geschmackvolle Haus-toilette aus silbergrauem Tuchstoff zeigt Fig. 7. Der Rock imitiert ein Ober- und Unterkleid in der Weise, daß der obere, in Bogen ausgeschnittene Tuchrock lose auf einem Futterrock liegt; die Bogen sind mit Sammetband umgeben, das in Schlingen geordnet ist. Der Futterrock ist am Rande mit einem Plissé garniert. Die hinten glatte Taille ist vorn an den Schulternähten stark eingekräuselt, unten gefaltet und schräg übereinandertretend geschlossen. Ein schwarzer, vorn mit flotter Schleife endender Sammetbandgürtel deckt den Ansatz eines plissierten, peplonartigen Schößchens. Den oberen Teil der Taille umgiebt fragenartig ein in Bogen ausgeschnittener, mit Sammetband verzierter Bolant, und ein in gleicher Weise geschmückter Stehragen mit Spitzenrüsche schließt die Taille oben ab. Die Ärmel sind, wie die Abb. zeigt, fünfmal mit Sammetband garniert.

Bezugsquellen: Berlin, Herrmann Gerson; Fig. 1; Paris, Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence; Fig. 2 und 3; Maison Coussinet, 43 rue Richer; Fig. 4-7.



Fig. 2.



Fig. 3.

Neuheiten in Unterröcken, Morgenanzügen, Wäschegegenständen u. s. w.

(Hierzu Fig. 8-21.)

Bei der herannahenden Ball- und Gesellschaftszeit wird eine Auswahl moderner und eleganter Wäschegegenstände, wie wir sie in unsern Abbild. auf Seite 514 heute zur Anschauung bringen, unsern Leserinnen sicherlich willkommen sein. Auch für Ausstattungen sind die verschiedenen hier dargestellten, geschmackvollen Toilettengegenstände sehr geeignet, sodaß sie in jeder Hinsicht groß und allgemeines Interesse hervorrufen dürften.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt in der Toilettenfrage augenblicklich der Unterrock. Die elegante Dame pflegt ihr Kleid auf der Straße aufzuheben, was meist sehr geschickt und grazios mit einem Griff geschieht, sodaß der reich besetzte Unterrock, der zuweilen den Wert eines ganzen Kleides übersteigt, stets zum Vorschein kommt.

In Fig. 8 und 9 veranschaulichen wir zwei höchst elegante Unterröcke, von denen der erste aus schwerem, rosa, mit breiten gemusterten Streifen durchwebtem Moiré besteht. Der fast 2 1/2 Meter weite, mit leichter rosa Seide unterfütterte Rock schließt mit einer 8 Cent. breiten, plissierten Frisur von Moiré ab, die auf einer gleichen Frisur von rosa Seide ruht. Beide Plissés werden durch eine 18 Cent. breite Frisur von doppelter rosa Seidengaze verhüllt, über die ein ebenso

breiter, 4 1/2 Meter weiter Bolant von gelblicher Tüllspitze fällt, deren obern Ansatz eine schmale rosa Gazerijsche deckt. Darüber zieren den Rock, wie die Abb. zeigt, noch zwei, ebenfalls auf Gazefrisuren ruhende, 4 und 3 3/4 Meter weite Spitzenbolants, die in einer nach hinten aufsteigenden Richtung festgenäht sind und oben gleichfalls mit Gazerijschen abschließen. Am



Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

einschließlich des kurzen Schößchens mit einem Sammetröllchen begrenzt und vorn in gleicher Weise wie der Rock mit Sammetröllchen und Goldknöpfen verziert. Ein schöner Metallgürtel, mit Gold und farbigen Steinen reich verziert, hält die Taille ungeschlossenen, deren tiefer, durch einen Shawlkragen aus Sammet begrenzter Ausschnitt von einem gleichen, mit einem Stehragen abschließenden Laß gefüllt wird; auf diesem liegen gestickte Teile aus goldgelbem Sammet. Die Ärmel sind mit Sammetröllchen und Goldknöpfchen verziert.

Das im englischen Geschmack aus dunkelgrünem, glänzendem Tuch angefertigte Kleid in Fig. 3 hat auf dem hinten in eine breite Tallsalte geordneten Rock zwei wellenförmige Reihen von Pelzbesatz. Die gleiche Garnitur befindet sich an den Aufschlägen und dem hohen Medicistragen, der mit kurzem, vorn geschligtem Schoß gearbeiteter Taille, deren Westeneinsatz doppelseitig mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen ist. Oben legen sich die Westenteile mit breiten Doppelaufschlägen um, an die sich ein stark geschweiften Medicistragen anfügt. Die Aufschläge schließen einen Laß nebst Stehragen aus beigefarbenem, mit brauner Seidenoutache verschnürtem Tuch ein; mit gesticktem Tuch sind auch die nur wenig sichtbaren untern Aufschläge bekleidet. Die Ärmel haben geschweifte, mit Pelz umrandete Aufschläge. — Vervollständigt wird die vornehme Toilette durch einen kleinen Pelzmuff und ein rundes, seitlich aufgeschlagenes Hütchen aus hellbraunem Kastor, dessen Schmuck in gleichfarbigem Sammet und braun schattierten Federn besteht.

Durch originelle und wirkungsvolle Farbenzusammenstellung zeichnet sich die für Ball- und Hochzeitsfestlichkeiten geeignete Toilette in Fig. 4 aus, die aus blaßrosa Atlas gearbeitet



Fig. 7.

rade, nach oben breiter werdende Aufschläge, die sich an den Achseln zu großen Patten gestalten und hinten neben der Watteaufalte enden. Die mit Spitzenbordüren verzierten Aufschläge sind mit Gazekräuschen begrenzt und mit Spitze umrandet, die sich hinten am Stehfragen auch über den Ansatz der Watteaufalte legt. Ein mit blauem Atlasband überdeckter Stehfragen, den hinten eine volle Frisur aus Gaze und Spitze schmückt, begrenzt das Kleid. Die mit kurzen Puffen gearbeiteten Aermel sind unten mit einer Spitze geschnitten und mit Bordüre, Gazekräuschen und Tüllspitze verziert. Hinten sind am Taillenabschluß unter der Watteaufalte lange Enden von Atlasband befestigt, die vorn unter den Aufschlägen hindurchgeleitet und in eine Schleife geschlungen sind.

Einen neuen, sehr aparten Frisiermantel aus naturfarbenem Leinenbatist veranschaulicht Fig. 11. Die krausen Vorder- und Rückenteile des Mantels sind an eine gerundete Paffe angeheft, die mit schmalen, weißem Spitzeneinsatz verziert ist. Eine wirkungsvolle, aus einzelnen Figuren bestehende, weiße Stickerbordüre deckt ringsum den Ansatz der Paffe und ziert auch den Umlegefragen, der außerdem mit dicht eingekräuselter, vorn jabotartig endender Spitze umrandet ist. Die weiten, oben mit Einsatz geschmückten Aermel schließen mit breiten, mit Spitze begrenzten Frisuren ab. Oberhalb der Frisuren sind die Aermel mit einem Zug versehen, durch den schmales, elfenbeinfarbenes, an der Naht zu flotten Schleifen geknüpftes Atlasband geleitet ist. Der Mantel schließt unten mit einem Durchbruchbörtchen und einem breiten Saum ab und wird am Taillenabschluß lose durch ein Band zusammengehalten, das am Rückenteil durch einen Zug geleitet ist und vorn zu einer Schleife geschlungen wird.

Die kleidsame, für junge Damen geeignete Matinee aus rotem Kaschmir in Fig. 12, deren Garnitur 3 Cent. breite, gelbliche Spitzenbordüren bilden, ist vorn passentartig mit kleinen Köpfchen eingereicht. Der Rückenteil ist oben in Tüllfalten geordnet und am Taillenabschluß mehrmals

eingekräuselt. Ueber die weiten, mit Bordüre und Bandrosetten geschmückten Aermel legen sich oben geschlitzte, mit Bordüre umrandete Epauletten. Den Stehfragen, der mit gefaltetem, seitwärts in Schlingen geordnetem Band überdeckt ist, begrenzt eine schmale, mit Bordüre abschließende Frisur. Ein breites, seitwärts mit flotter Schleife geschlossenes Atlasband bildet den Gürtel.

Sehr zierlich sind die beiden Taschentücher in Fig. 13 und 14. Das erste aus feinem, weißem Batist mit schmalen Hohlraum ist mit Valenciennespitze umrandet und in der einen Ecke mit einem applizierten Bögchen aus rosa Batist geschmückt. Das zweite Taschentuch aus mattblau Seide ist am Rande langquertiert und mit kleinen, farbig gestickten Blümchen verziert.

Zu den eleganten, für Ball- und Gesellschaftszwecke bestimmten Hemden wird jetzt vielfach weißer und farbiger, sowie auch bunt gemusterter Batist verwendet. Fig. 15 zeigt ein solches sehr feines, weißes, mit eckigem Ausschnitt gearbeitetes Batisthemd. Die Garnitur bilden vorn und an den Achseln

Frasuren aus Batist, die mit Spitze und Einsatz geschmückt und in unten auspringende Säumchen genäht sind. Gleiche Spitze ist mit einem Durchbruchbörtchen mit Banddurchzug um den Ausschnitt und um die Ärmelbänder gelegt.

Ein für junge Mädchen bestimmtes, modernes Ballhemd aus rosa Batist, das vorn an beiden Seiten und hinten in der Mitte in feine Fältchen gelegt ist, veranschaulicht Fig. 16. Den oberen geraden Rand begrenzt ein 5 Cent. breiter, 92 Cent. weites, mit weißem Band und Batist unterlegter Spitzeneinsatz, an den sich eine breite, vorn und an den Achseln leicht zusammengegriffene Spitze anschließt. Das Band ist vorn in eine flotte Schleife geschlungen. An beiden Seiten des oberen Randes sind anstelle der Achseln Enden von gleichem, schmalere Band befestigt, die in graziose Schleifen gebunden werden. Am unteren Rande ist das Hemd mit feinen Säumchen verziert und mit einer breiten Spitzensfrisur begrenzt.

Das sehr weite, kurze Beinkleid aus Batist in Fig. 17 hat die seitwärts geschlossene, französische Form und ist an dem unten, nach den Seiten hin abgeprägten Rande eckig ausgeschnitten und mit eingesezten Teilen aus in Säumchen genähtem Batist und schmalen Spitzeneinsatz verziert. Ein mit Spitze abschließender Batistvolant, sowie ein Zwischensatz begrenzt das Beinkleid, das seitwärts mit zierlichen Schleifen von rosa Seidenband geschmückt ist.

Fig. 18 zeigt ein sehr elegantes Korsett aus weißem Atlas, das oben und unten mit weißer, mit Banddurchzug verzierter Spitze abschließt und mit zierlichen Rosetten- und Schleifen garniert ist.

Sehr hübsch ist ferner die spitz ausgeschnittene Untertaille aus weißem Batist in Fig. 19. An die glatten, mit einem schmalen Durchbruchbörtchen begrenzten Borderteile schließen sich krause, mit Einsatz verzierte Batistteile an, die auf den Achseln mit kleinen, weißen Bandschleifen geschmückt sind. Den Ausschnitt und die Ärmelbänder umgibt ein schmales, mit Spitze begrenztes Durchbruchbörtchen, das am Ausschnitt mit einem Bändchen durchgezogen ist.

Fig. 20 und 21 endlich zeigen ein Paar schwarzseidener Strümpfe mit zierlicher Stickerei von farbiger Seide, sowie ein Paar Morgenschuhe aus schwarzem Lackleder, die mit einem Futter und Aufschlägen von grünem Seidenplüsch versehen und vorn mit gleichen, kleinen, mit Jettschnallen befestigten Schleifen geschmückt sind.

Bezugsquellen: Berlin, Herrmann Gerson: Fig. 8—11, 15, 17; Gebrüder Wosje, Jägerstr. 47/48: Fig. 12—14, 16, 19, 20; Frau Demharter, Kochstr. 50/51: Fig. 18; E. Jacoby, Friedrichstraße 70: Fig. 21.

Zweifelbige Scharade.

Rund ist die Erste, ob verfürzt
In meinem Wort auch um ein Zeichen;
Gebirge, Meer und weite Länder
Sie einem Kranze gleich umkränzen.

Kein Ganzes ist die Zweite je,
Solange sie allein muß bleiben,
Sie könnte nur mit ihresgleichen
Zu einem Ganzen sich ergänzen.

Das Ganze wirft du fünfmal nun
In meiner Ersten wiederfinden
Und siehst als seiner Grenze Zeichen
In seinem Glanz das Meer erglänzen.

S. W.



Fig. 8 und 9.

10.

11.

12.

13—17.

18. 19. 20 u. 21.

Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	7
1	2	3	8	9	10	11
11	12	7	11	13	6	14
10	15	10	5	13	6	16

Deutscher Dichter,
Komponist,
Stadt in Bayern,
Männlicher Vorname.

Die fettgedruckten Ziffern ergeben nach richtiger Lösung den Namen eines deutschen Liederkomponisten.

Rätseldistichon.

Galbinjel bin ich und leicht auf Europas Karte zu finden.
Bin ein arabischer Berg, ändert man Kopf mir und Fuß.

Englisches Logogriph.

(Einfilbig.)

With „h“, dear reader, it's pretty high;
If you make it with „w“, death will be nigh:
With „m“ you get your flour from there:
With „b“ I wish that paid it were

Auflösung des Silbenrätsels Seite 491.

Marianne („Die Geschwister“).
Ger ma ne,
Pa ri ser,
Bi an ka,
Se ne dig.

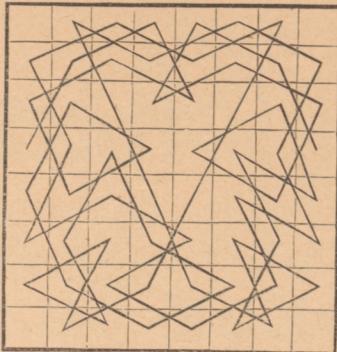
Auflösung des Kettenrätsels Seite 491.

Riemann, Mannheim,
Heimburg, Burgau,
Luber, Berlin, Lingen,
Genre, Reni, Niger,
Gerjon, Sonne, Nawa,
Wage, Genie.

Auflösung des Homonymrätsels Seite 491.

Die Flotten.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 491.



Mein Verstand und armes Herz
Wandeln auf verschieden Wegen:
Dieses treibt mich Liebewärts,
Jener mich der Lieb' entgegen!
Mein Verstand ist sehr verständig,
Reint mein armes Herz bebtet —
Doch dies Herz liebt so unendlich
Daß es gar nicht auf ihn hört.
Friedrich Bodenstedt: „Lieder der Liebe“
(Aus dem Nachlaß Mirza Schaffas)

Briefkasten.

Frau Prof. C. D. in Frankfurt a. M. Das auf deutschen Eisenbahnen bisher erreichte Höchstmäß beträgt 82,6 Kilometer in der Stunde, und zwar bei den D-Zügen auf der Strecke Berlin-Damberg. Bei den elektrischen Bahnen der Zukunft rechnet man in der That mit einer weitestgehenden Geschwindigkeit. Die geplante neue elektrische Bahn zwischen Wien und Budapest soll sogar 250 Kilometer in der Stunde fahren.

Frau W. B. auf Gr.-M. bei Trebbin. Sie erhalten den reichhaltigen Hauptkatalog des Rudolph Herzoglichen Kaufhauses (Berlin, Breitestraße) zugesandt, wenn Sie auf einer Postkarte Ihren Wunsch äußern, sich über das Lager von Herbst- und Winter-Modeneuheiten zu informieren. Auch die Abteilungen für Pelze, Wäsche, Teppiche, Gardinen, Möbelstoffe u. s. w. sind in dem Katalog ausführlich behandelt.

F. v. K. in S. bei Schwerin. Der Vöflersche Mäusebazillus, der für Menschen und auch Haustiere unschädlich ist, bewährt sich in der That als vorzügliches Mittel zur Bekämpfung von Haus- und Feldmäusen; die sämtlichen preussischen Provinzialämter verwenden auf Anordnung des Kriegsministeriums neuerdings anstelle der Kägen den Prof. Vöflerschen Bazillus, den Sie durch jede Apotheke beziehen können.

Fr. W. in G. (Ostpreußen). In Nr. 8 des „Bazar“, Jahrg. 1897 finden Sie auf S. 91 die besten Heilmittel gegen Frostschäden angegeben.

Abonnetin in Ung. Grabisch. Wenden Sie sich mit einer solchen Anfrage an den Frauen-Erwerbsverein in Wien, Nagelgasse 4.

C. v. D. in Augsburg. Mustervorlagen aller Art, wie Sie sie zu Weihnachtsgeschenken für Laubsäge, Holzbrand, Schnitzarbeiten u. dergl. wünschen, erhalten Sie u. a. bei Mey u. Widmayer in München (Amalienstraße 7); ebenso die dazu gehörigen Werkzeuge und Materialien.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Inserentionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. w.
pro Nonpareille-Zeile.

Anzeigen.

Aleynige Annoncen-Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz und farbig mit Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirklichen Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Co., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

MANN & SCHÄFER'S
„RUNDPLÜSCH“
Kleider-Schutzborde

wird von jeder Dame getragen, die Werth auf eine geschmackvolle, solide Kleidung legt. Man kaufe nur Waare, die unsern Namen trägt.

Für Orchester, Schule und Haus!



Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik und Export,
Leipzig, St. Petersburg, Moskau.
Neue illustr. Preisliste gratis!

Kanariensänger empfiehlt mit tiefen Tönen und Nachtigallenschlag. Garantie für Güte und lebende Ankunft. Preisliste frei.
Ad. Janson, Bad Lauterberg, Harz.



Dralle's antiseptisches Birken-Wasser



Damen und Kinder mit zarter Haut schützen dieselbe vor rauher Luft und Kälte und verhüten spröde, gerissene Haut, sowie Rötthe durch den Gebrauch von

Flacon: Dralle's M. 1.50

Birken-Toilette-Wasser,

welches einen matten, tadellosen Teint verleiht und sich von wunderbarer Wirkung erprobt hat.

Das beste u. berühmteste Toilettepuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Warnung vor Nachahmungen. Erste Preise auf allen Ausstellungen. Anerkennungsschreiben aus allen Ländern.

Jede Dame bevorzugt

die **Meissner Smyrna-Knüpfarbeit** als eine angenehme und **Handarbeit** zur Anfertigung unverwundlich haltbarer **Teppiche** in jeder Größe, Vorleger für Bett, Schreibtisch etc. Bezüge für Sophas, Fauteuils, Chaiselongues, für Eck-, Luther-, Ruhe-, Schaukel-Stühle, Ofenbänke, Kissen, Sessel, Fussbänke etc. Man verlange (Angabe des Gewünschten erbeten) Mustervorlagen und Preisliste. Bewährteste Methoden leicht nach gedruckter Anleitung zu erlernen.

Jede Arbeit wird gratis angefangen. F. Louis Beilich, Meissen 2, Smyrna-Teppich-Fabrik.

Fort mit den Hosenträgern!!

Zur Ansicht erhält jeder franco gegen Franco-Einsendung 1 **Gesundheits-Spiralhosenträger**; bequem, stets passend, gesunde Haltung, keine Athemnot, kein Druck, kein Schweiß, kein Knopf. Preis 1,25 Mk. (3 St. 3 Mk. u. Nachn.). Schwarz & Co., Berlin 322, Annenstr. 23. Betr. gef.

Einzigste Wanne, welche mit 2 Eimern Wasser ein erquickendes Wellenbad bietet und zu allen hygienischen Bädern zu benutzen ist.
25 000 Stück verkauft, 1000 Verkaufsstellen errichtet.



Preis der Wellenbadschaukel (D. R.-P.) für Körpergröße bis 175 cm 42 Mk. Größere 46 und 48 Mk. — Vor werthlosen Nachahmungen wird gewarnt; Verurtheilungen wegen Patentverletzung sind schon erfolgt und weitere zu erwarten.
Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik für Badeeinrichtungen, Berlin 144, Köpenicker Landstrasse. Verkauf zu gleichen Preisen wie in der Fabrik in den eigenen Geschäften **Berlin**, Kommandantenstr. 60 und **Frankfurt (Main)**, Kaiserstr. 55.

Leipziger Lehrmittel-Anstalt
Katalog
versendet ihren Weihnachts-Katalog über
Dampf-, elektrische- und mechanische Maschinen, Eisenbahnen u. Schiffe, Turn-u. Spielgeräte, Mal- u. Tuschkasten, Holzgegenstände zum Bemalen, Spritzen u. Brennen, Tischler-, Laubsäge-, Kerbschnitt- u. Buchdruck-Werkzeugkasten, Skioptikon, Laterna magica u. photographische Apparate, Naturalien-Sammlungen, unterhaltende u. belehrende Spiele in reicher Auswahl für Jung u. Alt gratis und franco.

von Dr. Oskar Schneider.
Schulstr. 12 LEIPZIG

Garantirt solide Seidenstoffe

jeder Art, Sammt, Plüsch und Velvets liefern an Private von **Elten & Keussen**, Fabrik und Handlung, Crefeld.
Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Thee-Meißner

1897 Ernte
Mk. 2.80 und 3.50 per Pfund,
befeuchtlicher und billiger als
Kaffee und Cacao.

Probepackete 60 und 80 Pf.

Frankfurt a. M.

100 seltene Briefmarken!
v. Argentinien, Brasilien, Bulg., Costa Rica, Ecuador, Guatemala, Jamaica, Japan, Kuba, Luxemburg, Mexiko, Monaco, Natal, Peru, Rumänien, Samoa, Serbien, Tunis, Türkei etc. — alle verschrieben — garant. ächt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preisliste gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale).

Damen,
welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Packeten abgewogenem Thee der Firma **E. Brandsma**, Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **E. Brandsma**, Köln a. Rh., wenden zu wollen.



LOHSE'S Edelveilchen

Der köstlichste Veilchenduft dem frischgepflückten Veilchen gleich.
Parfüm — Puder — Brillantine — Toilettewasser — Seife — Riechkissen

GUSTAV LOHSE

Königlicher Hoflieferant
BERLIN W., Jäger-Strasse 45/46.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

MERAN

(Meran, Obermais, Untermais u. Gratsch.) Saison September — Juni.
Climatischer Curort im deutschen Süd-Tirol. Prospekte durch die Curvorstellung.

Bestehen Sie darauf bei Ihrem Lieferanten von

Malutensilien Wirths' Opal bisque

Portefeurs, Vasen, Blumentopfhüllen, Teller, Dosen, Körbchen, Eimer, Babyshoes, Crystal-Photo-Rahmen etc. (Schmuck für Salon und Boudoir) zu sehen.

Für Gelegenheits- und Weihnachtsgeschenke!

Unsere Farben, Wirths' „Everlasting“,

extra präparirt für haltbare Kaltmalerei, vertragen Seifenwasser, erzielen brillante Effekte. Sind natürlich entsprechend theuer, aber für ein paar Pfennige mehr etwas extra Gedeigenes — what does it matter! Gleich gut für Glas, Porzellan, Holz, Seide, Elfenbein, Leder, Celluloid etc. etc. Anweisung gratis

REXSCHER THEE

BERLIN W. Leipziger Str. 22

Beste Mischungen, feinsten Geschmack
Überall vorrätig von 4 2Mk. an.

EUCASIN patentirt.

Bestes und billigstes Ernährungs- und Kräftigungsmittel für Bleichsichtige, Lungenkranke, Magenkranke, Genesende, Kinder und schwächliche Personen. Reines Milchpräparat. Nährwerth: 1 kg Eucasin mehr als 4 kg bestes Fleisch. Die Fabrik versendet eine Kostprobe Eucasin nebst Kochrezepten franco gegen Einsendung von 40 Pfg. in Briefmarken Preis per 100 gr-Büchse Mk. 1.25.

EUCASIN-CAKES äusserst wohlschmeckend, leicht verdaulich, heben die Muskelkraft. Nährwerth höher als bestes Fleisch. 1 Packet mit 20 Stück kostet 60 Pf. Badfahrern, Rudern und Touristen besonders zu empfehlen. Käuflich in den Apotheken, Drogen-, Colonialwaren- und Delicatess-Handlungen, Conditoreien.
Majert & Ebers, Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate, Grünau-Berlin



Gnadenfreier

Handarbeiten

erfreuen sich besonderer Beliebtheit

Hauptpreisliste kostenlos

Francke & Co

Tappissierew. Fabrik

Gnadenfrei

Schlesien.

Mann & Stumpe's Mohair-Besenborde

überall anerkannt solideste, vornehmste Schutzborde, welche infolge glatter und elastischer Plüschfäden keinen Staub aufnimmt.

Nachahmungen dieser Einzig Echten Mohairwaare sind bekanntlich nur zum Nachtheile des Käufers.

Daher beachte man die auf der Papp gedruckten Namen der Erfinder:

Mann & Stumpe

Barmen.

Unsere Waare ist nur in besseren Geschäften erhältlich,

für Seiden- und Stoff-Kleider unentbehrlich.

RELOT SEIDE

allgemein beliebt
Waldkirch-
wegen ihrer
Gütermann & Co.
vortrefflichen
Qualität
Gutach Baden

fabriziren in
Näh-, Knopfloch-
und Maschinen-Seide
nur

GÜTERMANN & Co.

Zu beziehen durch die besseren
Engros- & Detailgeschäfte.



nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt
ist anerkannt als
der bekömmlichste von allen
und daher
von ärztlichen Autoritäten
besonders empfohlen.

Garantie für Echtheit nur in
Originalpackungen:
3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt
Mk. 2.50, Mk. 2.40, Mk. 2.—, Mk. 1.60
per 1/2 Kilo-Packung.
Überall käuflich.
Fabrikant P. W. GAEDKE, Hamburg.



Verkaufs-Niederlagen in allen besseren
Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Kleider-Sammet

(Velvet)

Mäntelplüsch

in Mohairwolle u. Seide aller Art (glatt, Krimmer etc.), Möbelplüsch, Leinenplüsch, Decken in reichster Auswahl liefert E. Weegmann, Bielefeld, Plüschweberei und Färberei. Muster bereitwilligst fco. gegen fco.

Grosse Berliner Schneider-Akademie.

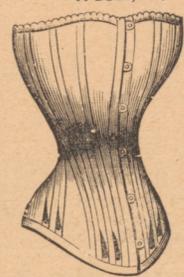
Gründlichste Ausbildung in der Herren- und Damen-, sowie Wäscheschneiderei. Kurse am 1. u. 15. jed. Monats. Prospekte gratis. Lehrbücher. Schnittmustervorsand. System Kuhn, früher Rothes Schloss, jetzt Berlin W., Leipziger Strasse 117/118.

Stickerereien

Grösste Auswahl in modernsten Stilarten
Neuheiten in elegantesten Montierungen.
F.W. Ernst Schmidt früher Stjebel & Schmidt
BERLIN, W. Friedrichstr. 78

Pariser Mieder (Corsets)

Madame M. WEISS (aus Paris)
Wien, I., Neuer Markt 2.



Einziges Etabliss., welches in Paris mit d. gold. Medaille ausgez. wurde.
Preise der Mieder: 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimet. von: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken unter den Armen genommen, 2. Umfang der Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen, ohne abzurechnen.

Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Schönheit des Weibes.

Crème Grolsch und Grolschseife. Preis 2 Mk.

Weitberühmt sind Crème Grolsch und Grolschseife! Jeder Dame zur rationellen Pflege des Teints aufs wärmste zu empfehlen. Hunderte minderwertiger Nachahmungen wurden in den Handel gebracht, indess — alle diese Produkte haben trotz grosser Ankündigungskosten keine Abnehmer gefunden. Grolsch-Präparate sind eben nicht zu übertreffen. Preis Mk. 2.— Haupt-Depôt in der Engeldrogerie Joh. Grolsch in Brünn (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern und Drogisten.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm bahnr. d. ganz Deutshl.

Linoleum „Henel“.

Gemustert ca. 1 1/2 mm stark, qm	1,40 Mk.
Einfarbig „2“ „ „ „	1,70 „
Gemustert „3“ „ „ „	1,90 „
Einfarbig „4“ „ „ „	2,30 „
Einfarbig „5“ „ „ „	2,55 „
Gemustert „6“ „ „ „	3,30 „
Einfarbig extra dick, ca. 5 mm stark qm	3,70 Mk.

Granit mit durchgehend Muster, welches sich nie abtritt, Export ca. 2 1/2 mm stark qm 3,25 Mk. Prima „3 1/2“ „ „ „ 4,25 „

Neu! Wandlinoleum

zur Bekleidung von Wänden, in Fliesen-, Blumen- od. Arabesk-Muster 100 cm breit Meter 3,60 Mk. 150 „ 5,55 „

Neu! Inlaid-Linoleum

(Fabrikat der Greenwich-Company) mit grossem durchgehenden Parket-, Stein- oder Fliesen-Muster, welches sich nie abtritt, qm 5,25 Mk.

Läufer und Teppiche in allen Grössen. Julius Henel vorm. C. Fuchs, Hoflieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhause 24-27.

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Großfeine Damentuche,

schriftlich empfohlen durch Frau Baronin von M. in G., Frau General von R. in G., Frau Oberst von C. in B., Frau Bürgermeister Dr. R. in B. u. f. w., prachtvolle neue Farben, verwendet auch an Private, Muster frei, Tuchfabrikant Otto Honymus in Sagan 7.

Krabbe & Gerlach

Stuttgart, Calwerstr. 21.
Solide u. billige Bezugsquelle von Damenkleidstoffen, Seidenwaaren, Futterstoffen, wollenen u. seidenen Unterröcken etc. Gr. Ausw. Muster grat. u. fco. Waarenversand überallhin franco. Passende Modebilder zu jeder Bestellung gratis.

Eisenmagnesia-Pillen bei Blutmangel.

Das beste aller Eisenmittel in allen Apotheken käuflich per Dose Mk. 1.50. ca. 220 bis 240 Stück. Apotheker Kirchmann-Ottensson-Hamburg.
--

Für Damen

bietet sich sehr lohnender Erwerb, und zwar jederzeit und für jeden Ort, durch Verkauf von Seinen, Tischzeug, Ausstreuern etc. nach Muster an Private. Offerten erbittet die 1851 gegründete, weitbekannte Weberei H. Eggemann, Bielefeld B. Lieferant für königliche, großherzogliche und fürstliche Hofhaltungen. Versand nach allen Welttheilen. Grossartige Mustervorsand versende franco an Jedermann.



Unübertroffen für Kohlen- u. Gasheizung.

Vorteilhaft f. Haushaltung, Hôtels, Restaurants etc. Kataloge franco. Hildesheimer Sparherd-Fabrik A. Senking, Hildesheim, Hofl. Sr. Maj. des Kaisers.



Gericke's Zwieback

seit Alters in unserer Kaiserl. Familie verwandt, ist echt in Berlin bei Schultze Söhne, Potsdamer Strasse 1, und in allen ersten Delikatesshandlungen.



Sie sparen

fast die Hälfte, wenn Sie Ihre (Glacé-) Handschuhe, (Stoff-) Strümpfe, Socken etc. von Paul E. Droop, Chemnitz 3. Fabrik und Versandhaus, direct beziehen. Illust. Katalog u. Farbkarte gratis u. franco zu Diensten.

Könemann's Perlen-Mosaik-Spiele.

Sehrreife und reizendste Unterhaltungs- und Beschäftigungsmittel für die Jugend. Überall käuflich. Prospekte gratis. Könemann & Tischer, Rudolstadt.

Magerkeit

in volle Körperformen überzuführen; Zunahme an Körperfülle und Gewicht, Mk. 1 1/2 franko überallhin. Neumark, Verlagsbuchhandlung, Berlin, Aurfürstentrasse 30.

Vorbereitung f. d. Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abiturienten-examen, rasch, sicher, billigst. Dresden S. Moesta, Director.

ENTHAARUNG

absolut sicher ist nur durch Antikrinin. Original-Dose gegen M. 2.20 in Marken bei Dr. Perl & Co., Berlin, Scharnhorststr. 8.

Mandelkleie mit Veilchengeruch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch
Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co.
WIEN, I. LUGECK N° 3
Generaldépôt bei J. Prochownik, Berlin SW., Ritterstr. 48.